Österreichisch-Ungarische Revue





Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

33. Band 1905

1. Heft -6

Dichtkunst.

1. Auf den Trümmern Salonas. Von Camillo V. Susan, Brunn am Gebirge.

Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha. — 3. Besprechungen und Notizen: H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). 3. Band. Die Lösung der deutschen Frage und das Kaisertum der Hohenzollern (1849—1871). Stuttgart und Berlin. Von Dr. Karl Fuchs. — Polemisches von Ottokar Stauf von der March, Zensur, Theater und Kritik. Dresden, 1905. Verlag L. H. Diegmann. Von Karl Huffnagl.



Schillers Begrüßung in Walhall.

(Zum 9. Mai 1905.)

Von Camillo V. Susan, Brunn a. G.

Still ruht
Im Morgendämmern
Die grauumhüllte Erde.
Da glüht über Gipfel,
Schimmernd von Schnee,
Die purpurne Sonne auf.

Und Wodan erwachte
Aus süßem Schlummer
Und herzerfreuendem Traume:
Nach Walhall komme
Ein kühner Held,
Der im Schicksalskampfe gefallen.

Und sehnend schaut er
Mit leuchtendem Auge
Hinab auf die Walstatt der Menschen.
Im goldenen Glanze
Des jungen Tages
Sieht er nahen den Helden.

Es dröhnt die Erde
Von des Helden Schritten,
Als wären es tausend, die gingen.
Es zittern die Säulen,
Die goldgeschmückten,
Der glänzenden Götterburg.

„Liederkundiger
Bragi, wohl lange
Hast du mir keinen begrüßt!
So lieb war selten
Mir einer der Helden,
Die Walhalls Toren sich nahten!"

„Und du auch, Siegfried,
Sollst ihn begrüßen
Den Helden und führen zu mir.
Seitdem du gefallen
Durch Hagens Speer,
War keiner so wert Deines Grußes!"

Hohen Hauptes,
In blitzender Brünne,
Warteten beide des Helden.
Da nahte der Sänger,
Der Liebling der Menschen,
Der Freund der unsterblichen Götter.

Es führten ihn
Siegfried und Bragi
Zum goldenen Sitze Wodans.
Und freundlich ruhte
Das allesschauende
Auge des Vaters auf ihm.

Und alle die Helden,
Die waffengeschmückten,
Umdrängten den neuen Genossen.
Hoch stand er da,
Mit Adlerblicken
Und Lichtglanz auf edler Stirne.

Es begrüßte ihn Wodan:
„Willkommen sei
In Asgards Blütengefilden!
Feige geworden
Ist Menschengeschlecht
Und niedrigen Sinnes ihr Herz.“

„Sie sehnen sich nicht mehr
Nach unseren Sitzen,
Den hoch über Wolken gebauten.
Sie haben verloren
Die Ruhmbegierde
Nach ewig besungenen Taten.“

„Du aber schrittest
Erhabenen Sinnes,
Den ruhmvollen Ahnen gleich,
Über die Erde,
Den Blick gewendet
Nach dem Hochsitz der Götter.“

„Nicht kommst du
Mit blitzendem Schwerte,
Nicht mit zerhauenem Schild!
Doch edler und kühner
Stritt keiner der Helden
Für unseres Lichtreichs Sieg.“

„Stolz klingt dein Lied.
Mit Eichenkranz
Umgrünt es das Göttlichedle,
Mit Schwertstreich
Haut es nieder
In den Sand das Menschlichgemeine.“

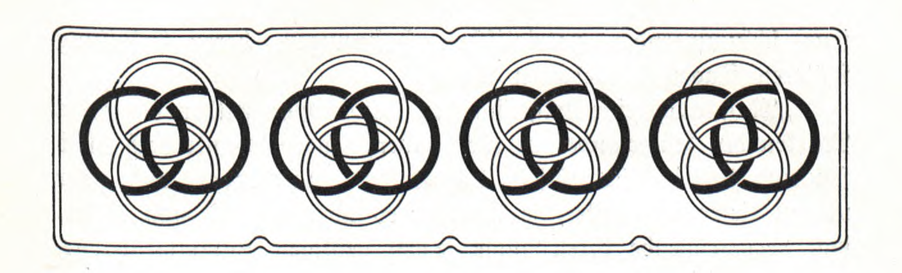
„Und alles Hohe,
Das mein Herz
Jemals geschaut und geträumt,
Du kündest es wieder
Im erhabnen Sange,
Daß meiner die Menschen gedenken!“

„Die zerfallene Brücke,
Die siebenfarbige,
Zwischen Himmel und Erde,
Du hast sie wieder,
Ein kühner Meister,
Leuchtend in Schönheit errichtet.“

„Nennt Freund ihn, ihr Helden!
O nennet ihn Bruder!
Denn nicht die Tat nur, die kühne,
Ist Weltgeschichte,
Das Wort auch ist es
Und der Gedanke, die Leuchte der
Menschen!“

„Wer immer da unten
Nun wieder gedenket
Der ruhmreichen Asgardbewohner,
Er wisse: Es sitzt
Mit den Helden beim Tische
Schiller, der Skalde der Götter!“





Schiller in Österreich.

Von **Dr. Bernhard Münz**, Wien.

Nicht nur Menschen und Bücher, auch Monumente haben ihre Schicksale. Das Schillerdenkmal in Wien weiß davon zu erzählen. Der Gedanke an die Errichtung eines solchen war bereits bei der großartigen Schillerfeier im Jahre 1859 aufgetaucht, die entscheidende Anregung ging im Jahre 1868 von Ludwig August Frankl aus. Rasch war ein Komitee gebildet, Anastasius Grün zum Vorsitzenden, Frankl zum Stellvertretenden des Vorsitzenden gewählt. Ein nicht geringer Teil ihres Briefwechsels, den des letzteren Sohn, Bruno von Frankl-Hochwart, herausgegeben (Berlin 1897), ist dem Schillerdenkmal gewidmet.

Die erste Versammlung des Komitees fand am 7. März 1868 statt. Grün konnte ihr nicht beiwohnen; ein Brief entschuldigt seine Abwesenheit mit dem Übermaß parlamentarischer Arbeiten. Der Aufruf, mit dem das Komitee vor die Öffentlichkeit trat, war jedoch sein Werk. Es heißt in demselben unter anderem: „Ein Jahrzehnt fast ist seit jenem ewig denkwürdigen Tage verrauscht, an welchem diese Kaiserstadt eines ihrer herrlichsten und erhebendsten Feste beging, die Säkularfeier des Geburtstages Friedrich Schillers. Schwere Unglücksfälle hatten das Reich betroffen, ihre Nachwehen lasteten auf jedem Herzen, doch dem Zauber jenes geheiligten Namens schien der drückende Bann zu weichen, die Gemüter, von dem edelsten und reinsten Aufschwunge erfaßt, ermannten sich wieder, und das freiere Wort belebte zugleich mit dem lauten Preise des großen Dichters auch wieder

jene schlummernden patriotischen Hoffnungen, deren Erfüllung späteren Tagen vorbehalten blieb.

„Mag auch eine folgenschwere Katastrophe seither die alten Marken des Vaterlandes verrückt haben, jener Gedanke doch blieb fest und tief im Bewußtsein des Volkes eingewurzelt, und zwar um so tiefer und fester, je weniger es überzeugt ist und bleibt, daß vermorschende Grenzpfähle jenem geistigen Zusammenhange, welchem es sein Bestes, Edelstes und Heiligstes dankt, keinen Abbruch tun können und sollen!

„Und so verbleibe denn die begründete Hoffnung nicht unausgesprochen, daß es durch vereintes Zusammenwirken in nicht allzu ferner Zeit gelingen werde, den gemeinsamen Sympathien für Wahrheeit und Schönheit, für Recht und Gesittung, für Bildung und Freiheit einen dauernden und sichtbaren Ausdruck zu geben und diesen im Herzen der Monarchie durch ein erhebendes Symbol zu verkörpern, durch ein auch künstlerisch würdiges Standbild Friedrich Schillers!"

Die Kosten waren auf 40.000 bis 50.000 Gulden veranschlagt. Am 13. Oktober berichtet Frankl von seinen Bemühungen, zu Gunsten des Denkmals eine „Tell"-Vorstellung zu veranstalten. Etwa 14 Tage später teilt er mit, daß statt des „Tell" Hebbels „Gyges" für die Vorstellung gewählt sei. Über seine Konferenzen mti Friedrich Halm, dem damaligen Generalintendanten, schreibt er: „Ich hatte ihm den zweiten Teil von Hebbels ‚Nibelungen' vorgeschlagen. ‚Sind jetzt zu besetzen unmöglich.' Derselbe Fall wäre es mit dem ‚Demetrius' . . . Die ‚Maria Magdalena', die bereits die Feuerprobe der Darstellung glänzend bestanden und sogar den Schimmer des Märtyrtums . . . für sich hat, lehnte er kurzweg ab. Ich schlug denn schließlich vor, den ‚Ring des Gyges' zu geben, weil im Falle des Mißlingens der Burgtheaterdirektion keine Verantwortlichkeit zufällt, in entgegengesetzter Richtung ein bedeutender Vorteil, ein Repertoirstück gewonnen zu haben. Niemals würde die Direktion mit dieser Tragödie die Initiative ergreifen, hieß es, und rechne ich es mir als ein literarisches Verdienst an, das fast bedenkliche Experiment angeregt zu haben."

Am 22. Dezember fand endlich die Aufführung eines Hebbelschen Dramas statt. Obwohl schließlich statt des „Gyges" „Agnes Bernauer" gewählt worden war, wurde auch diese Vorstellung erst

nach schweren Kämpfen durchgesetzt. Sechs Tage vor der Aufführung, nachdem bereits alle Rollen einstudiert und alle technischen Vorbereitungen getroffen waren, mutete man dem Komitee zu, das Stück fallen zu lassen, weil es sicherlich durchfallen und wegen der großen Komparserieauslagen nichts eintragen werde, und gab ihm zu bedenken, es wäre viel besser, die „Räuber" zu wählen. Frankl erklärte indes aufs entschiedenste, sich um keinen Preis zu einer Änderung zu verstehen, und das Komitee fuhr dabei nicht schlecht. Halm hatte sich als ein schlechter Prophet erwiesen: „Nun haben wir einen doppelten Erfolg, den geistigen für den edlen Hingeschiedenen und den materiellen für unser Unternehmen. Trotzdem die Theaterdirektion 700 Gulden als Tageseinnahme für sich nahm und die Auslagen 600 Gulden betrugen, blieben uns noch 1684 Gulden (!!), freilich 300 Gulden dabei, die der glückliche Einfall brachte, Se. Majestät einzuladen."

Bald darauf begab sich Frankl nach Prag, um dort ein Lokalkomitee für das Schillerdenkmal zu organisieren. Dort harrten jedoch seiner arge Enttäuschungen. Er schreibt am 28. Jänner 1869: „Über meine bei Frost von 19° vollbrachte Tätigkeit in Prag haben die Zeitungen berichtet . . . Vor allem wäre schwerlich in Prag ein Komitee ins Leben getreten, weil niemand der nationalen Agitation gegenüber den Mut der Initiative hatte. Der Landmarschall-Stellvertreter Graf Siegmund Thun, dem ich durch die Grafen Kinsky vorgestellt wurde, erklärte es für geradezu unmöglich, dem Komitee beitreten zu können, weil dies seinerseits Partei ergreifen hieße. — Ein Mann, dessen Ahnherr von Schiller unsterblich gedichtet wurde, äußerte: ‚Für einen Dichter, der den Vers niederschrieb: „Geben Sie Gedankenfreiheit"', für den tue ich nichts' . . . Ein Damenkomitee zu bilden war, trotz des lebhaftesten Interesses der Gräfin K. dafür, nicht möglich. Die Damen fanden das Unternehmen nicht tschechisch, schützten eine Vorstellung für den Ausbau des Domes als wichtiger vor, was ein sehr plausibler Grund wäre, wenn nicht vielmehr die Furcht vorherrschte, für den guten Willen, für Arbeit und Opfer von den tschechischen Journalen geschmäht, ja beschimpft zu werden . . . Ebert erzählte mir einen Zug, der es verdient, daß ich Ihnen denselben wiedererzähle. Als die hundertjährige Feier Schillers in Prag stattfand, hatte er als Präses bei dem Festmahle vorzusitzen. Ein tschechischer Schriftsteller brachte einen Toast auf Schiller aus, der

‚so ziemlich anerkennend' klang: ‚Er war ein großer Dichter und die Verehrung der Tschechen, die sich ihn in ihrer Sprache angeeignet haben, ist eine ganz natürliche', freilich war damals die Königinhofer Handschrift noch nicht aufgefunden!"

Das Komitee erließ einen Aufruf an die Deutschen in Böhmen, den Alfred Meißner verfaßt hatte. Und all der Liebe Müh' hatte den Erfolg, daß 426 Gulden einliefen, also erheblich weniger als Graz, Brünn, Troppau, Klagenfurt und Czernowitz beisteuerten.

Nachdem 1870 dem Denkmal auf dem ehemaligen „Kalkmarkt", der nun den Namen „Schillerplatz" erhielt, ein würdiger Platz gesichert war, erfolgte das Preisausschreiben, das numerisch wie künstlerisch einen bedeutenden Erfolg hatte. In die engere Konkurrenz kamen die Entwürfe der Wiener Bildhauer Anton P. Wagner und Johannes Benk und der Entwurf Johannes Schillings in Dresden. Schilling trug den Sieg davon.

Das Komitee wendete sich nun an das Kriegsministerium mit der Bitte, ihm für die Statue das Erz unbrauchbarer Kanonen zu überlassen. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Maßgebend für diese Erledigung erschien Grün das Ministerium Hohenwart. Doch tröstet er sich damit: „Luftströme und Regierungen unterliegen dem Wechsel und bei uns noch mehr als anderswo. Hört einmal der erschlaffende Föhn des ‚wahren Österreichertums' zu blasen auf und erhebt sich wieder einmal ein frischerer deutscher Luftzug, dann erinnert man sich wohl auch, daß man einst sehr nachdrücklich darauf gepocht, ein ‚deutscher Fürst' zu sein und daß zwischen dem Schwaben Schiller und dem Schwaben Schäffle doch ein kleiner Unterschied obwaltet, den man selbst im neubabylonischen Reiche nicht übersehen sollte."

Am 1. Juni 1871 wurde ein neues Gesuch an den Kriegsminister eingereicht. Grün ist nicht sonderlich vertrauensselig, wenn er daran denkt, daß gerade in diesen Tagen die deutschen Parteigenossen in der Delegation dem Militärbudget scharf zu Leibe gehen dürften. Er schöpft jedoch Mut daraus, daß das Deutschtum in Österreich zum Glücke stärker ist, als es sich selbst zu fühlen scheint, und jedenfalls stärker und lebensfähiger als seine gesamte Gegnerschaft: „Und aus diesem unerschütterlichen geistigen Fundamente deutscher Sitte und Bildung wird sich auch allmählich, aber sicher unser Schillerdenkmal erheben trotzdem und alledem."

Dieses Wort traf ein, wenn auch Frankl im Juni 1874 beim Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe eine Audienz nehmen mußte, um von ihm eine Befürwortung des neuerdings vom Denkmalkomitee an den Kriegsminister gerichteten Gesuches um Gewährung von Kanonengut für das Denkmal zu erbitten.

Das Denkmal war eine wahre Zangengeburt. Es ist eine traurige, beschämende, durch nichts zu beschönigende Tatsache, daß auf den schönen und eindringlichen Aufruf des Grafen Anton Auersperg für das dem größten deutschen Freiheitssänger zu errichtende Denkmal im ganzen nicht mehr als 2000 Gulden einliefen. Die übrige Summe mußte durch Theatervorstellungen und Konzerte „ergaukelt", durch tausend und aber tausend Briefe und Besuche „erpreßt", durch eine Lotterie „erschwindelt" werden. Blutenden Herzens fällt Frankl das Verdikt: „Die Begeisterung für den Dichter, selbst wenn es ein Schiller ist, wird kühl, wenn sie sich durch einige Gulden und Kreuzer manifestieren soll." Und wir können es kaum fassen, wenn er fortfährt: „Und ist denn Schiller in den deutsch-österreichischen Landen wirklich, wie es heißt, bis in die untersten Schichten des Volkes gedrungen? Ich lebe seit zwölf Jahren jedesmal zwei Monate in Tirol, Steiermark, Krain, Ober- und Niederösterreich, ich verkehre da viel mit Geistlichen, Schullehrern usw., noch nicht einmal fand ich bei einem die Werke, welche dank dem Grazer Nachdruck nur 5 Gulden gekostet haben, oder auch nur irgend eines seiner Dramen oder seiner Gedichte. Ich fürchte, daß Schiller erst durch unsere Monumentagitation in Kreisen die Aufmerksamkeit erregte, wo sein Wort bis dahin nicht geklungen hat.

„Und selbst unter den Künstlern? Ich will dem übrigens namhaften Bildhauer nicht die Schmach antun und ihn nennen; er kam zu mir und teilte mir mit, er wolle für das Denkmal mitkonkurrieren, ich möchte ihm ‚gefälligst' nur angeben, was er machen solle? Er habe nur einmal die „Jungfrau von Orleans' aufführen sehen und von den Gedichten sei ihm nur die ‚Glocke' bekannt."

Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Heute, wo alle Welt sich anschickte, das Zentenarium von Schillers Todestag in solennster Weise zu feiern, liegen die Verhältnisse in Österreich und seiner Kapitale glücklicherweise ganz anders. Schiller hat in unserer Monarchie tiefe Wurzeln gefaßt, seine Stücke sind

in unseren Theatern Zugstücke, veritable Kassenstücke geworden. Wir alle sind in der Verehrung Schillers eins mit Österreichs größtem Dichter, mit Grillparzer.

Es sei uns gestattet, Grillparzers Verhältnis zu Schiller hier ein wenig ins Auge zu fassen. Kaum hatte er als Jüngling die ersten Dramen Schillers gelesen, so versuchte er sich in Nachahmungen und Nachbildungen, die oft an die Entlehnung streifen. Vollends entzückte ihn „Don Karlos" und der Nachhall dieses Trauerspiels ist „Blanka von Kastilien". Die unbedingte Hingabe an sein bewundertes Vorbild hatte jedoch eine starke Reaktion zur Folge. Er kann sich im Juni 1810 in der leidenschaftlichen Verkleinerung des Dichterfürsten nicht genug tun, indes Goethe, der vor einem halben Jahre noch eine sehr untergeordnete Rolle bei ihm spielte, nun sein ganzes Sinnen ausfüllt. Er nennt „Kabale und Liebe" das elendeste Machwerk, das je ein Mann, der doch, und zwar nicht ohne Grund, Anspruch mache, unter die Matadors seiner Nation gezählt zu werden, aus bunten glitzernden Lumpen zusammengeflickt habe und an dessen breiten Worten und hohen Stelzen man unmöglich die Absicht des Verfassers, ein Meisterwerk liefern zu wollen, erkennen könne. Er spottet über Schillers lächerliche „patzige" Sucht, in seinen kleinen vermischten Schriften den Philosophen spielen zu wollen; er ist empört über die Arroganz und Unverschämtheit, in Goethes „Egmont" einen Auftritt einzuflicken, der die reine, ruhige, Schillern ganz unfaßbare Harmonie des Ganzen mit einem aus der Grundsuppe der Menschheit heraufgeholten Zerrbilde verunstalte; er macht sich über den bombastischen Wortschwall in der „Braut von Messina", über die Xenien lustig. Er haßt mit einem Worte den von ihm einst vergötterten Dichter, er ärgert sich, wenn er sich auf Entlehnungen aus dessen Werken ertappt, er schilt seine „Blanka" wegen ihrer Ähnlichkeit mit „Don Karlos" plump und unerträglich. Natürlich ist auch diese Anbetung des Olympiers nur eine Phase in der Entwicklung des jungen Stürmers und Drängers, der sich erst unter Mithilfe Schreyvogels zu einem eigenen dichterischen Standpunkt emporringt.

Gereift und geklärt, nennt er Schiller den letzten populären eigentlichen Dichter. Goethe ist ihm wohl der größere der beiden Dioskuren, er erstrahlt ihm als Ausnahmsmensch, während Schiller sich ihm als der Höchste einer Gattung und daher

als ein Muster für alle Individuen seiner Gattung präsentiert. Goethe füllt ein eigenes Blatt in der Entwicklung des menschlichen Geistes aus, indes Schiller zwischen Racine und Shakespeare in der Mitte steht. Gleichwohl ist Schiller das größere Besitztum der Nation, die starke, erhebende, fortreißende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Mißbrauch des Geistes kränkelnden Zeit nicht entbehren kann. Er nimmt ihn gegen den Vorwurf der Rhetorik, des Wortschwalles in Schutz. Der Wortüberfluß, den der lesende Kritiker ihm zum Vorwurf mache, sei für den Zuschauer die vermittelnde Brücke, mittels der er die Höhen der schwierigsten Situationen Schritt für Schritt, ohne Anstrengung erklimme.[1]) Desgleichen läßt er sich in dem Briefe an den Schillerverein in Leipzig, der ihn 1855 zum Mitglied gewählt hatte, vernehmen: „Schiller ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen, und die Überfülle des Ausdrucks, die man ihm zum Fehler anrechnen mochte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu seiner Höhe gelangen können. Sind seine Ansichten immer natürlich und selbst sein Übernatürliches immer ein solches, welches durch sein Vorkommen zu allen Zeiten sich als ein in der Menschennatur unaustilgbar Begründetes darstellt, so ist seine Form geradezu musterhaft. Zwischen dem Allzuweiten der Engländer und dem Engen der älteren Franzosen bildet sie gerade jene Mitte, welche einerseits jeder Entwicklung Raum gibt und andrerseits ein durch literarische Genüsse abgenütztes Publikum hinlänglich festhält, um nicht nach allen Seiten sich zu zerstreuen. Und wahrlich: die Ansicht, oder will's Gott, die ‚Ideen' der Kunst sind menschlich, aber die Form ist göttlich; sie schließt ab wie die Natur." (IX, 231 ff.)

Grillparzer findet auch, daß der im Grunde wenig objektive Schiller, dessen größter Fehler es ist, daß er zu oft selbst statt seiner Personen spricht, sich in der Darstellung so ganz und gar objektivieren läßt. Er wird bildlich, während er nur beredt zu sein scheint. Bei Goethe ist gerade das Gegenteil der Fall. Während er vorzugsweise objektiv genannt wird und es auch großen-

---

[1]) Sämtliche Werke. Herausgegeben von Laube und Weilen, IX. Bd. S. 188.

teils ist, verlieren seine Gestalten in der Darstellung. „Seine Bildlichkeit ist nur für die Imagination, in der Wirklichkeit verliert sich der zarte poetische Anhauch mit einer Art Notwendigkeit" (X., 173). Höchst charakteristisch ist die Äußerung, die Grillparzer kurz nach der Schillerfeier des Jahres 1859 tut: „Ich habe Schiller durch die Tat geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich nicht Schiller für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für keinen halten." Die Deutsch-Österreicher sind stolz darauf, daß Grillparzer mit solchem Hochgefühle auf seine Wirksamkeit zurückblicken konnte, daß er in der Lage war, ein solches Fazit seines Lebens zu ziehen.

Ein anderer Wiener Gigant, den allerdings nur das Schicksal, freilich ein sehr günstiges, nach der Kaiserstadt an der Donau verschlagen hatte, der sich aber in ihr einhäuselte, so daß sie ihm zur zweiten Heimat wurde, — Friedrich Hebbel, verhält sich gegen Schiller sehr kritisch. Er hat an seinen Dramen Ausstellungen in Hülle und Fülle zu machen, kommt aber später davon zurück. Er beichtet in den „Briefen":[2]) „Es fällt mir ein, daß ich . . . über Schiller und namentlich über seine ‚Jungfrau von Orleans' ein albernes und kindisches Urteil gefällt habe. Dies kam daher, weil ich Schiller in der Zeit meiner Reife nicht mehr gelesen hatte und die Eindrücke, die er auf mich als Knaben und jungen Menschen gemacht, mit den Eindrücken, die er überhaupt macht, verwechselte. Schiller ist ein großer Dichter und die ‚Jungfrau von Orleans' ist ein großes Gedicht." „Doch", und hier kommt der Pferdefuß zum Vorschein, „gilt mein altes Urteil über ihn in voller Ausdehnung mit Bezug auf seine lyrischen Hervorbringungen; diese sind wirklich die kalten Früchte des Verstandes, nicht die charakteristischen Ergüsse eines erregten Gemütes." (I., 56.) Sie muten ihn wie Treibhauspflanzen an, die es bei gekünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen. Er findet, daß Schiller in seinen Dramen weit mehr lyrischer Dichter ist, als in seinen Gedichten. Wohl weiß er für den kühnsten Flug seiner Spekulation das menschliche Gemüt zu erwärmen und ihm ein Gefühl einzuflößen, als ob „es sich in den goldenen Wolken, zwischen denen es wonnetrunken und der Erde vergessend wandelt, auch säen und ernten ließe"; er gewinnt sein Ideal nicht durch

---

[2]) Vgl. die Ausgabe von Felix Bamberg.

unfruchtbare „Nihilierung", sondern durch Verklärung des natürlichen Zustandes, zu der er auf ethischem Wege, durch simples Zurückgehen aufs Gesetz, in welchem Sollen und Können denn doch zuletzt auch zusammenfallen, gelangt. Trotzdem weht Hebbel von Schillers Gedichten ein eisiger Hauch an, weil das echte Gedicht mit dem sogenannten Gedanken, der immer nur ein Verhältnis zwischen den Gegenständen, niemals aber das Innerste der Gegenstände selbst ausdrückt, nichts zu tun hat." (Briefe I., 61.) Es habe des Talentes eines Schiller bedurft, um theoretisierend die kühne Reaktion gegen die echte Lyrik zu beginnen, statt der Melodien Vernunftschlüsse und philosophische Systeme abzuspielen und dennoch, selbst auf dem Wege der Unnatur, die Wirkung nicht zu verfehlen. „Nichts ist erklärlicher," heißt es in den „Tagebüchern"[3]), „als daß Schillers Schule sich nicht halten konnte; eben weil seine ungeheure Subjektivität, die eine ganze Welt von philosophischen Ideen in sich aufgenommen hatte, erforderlich war, um seine Gedichte vortrefflich zu machen." (I., 9.) Wie ganz anders wirken Goethes Gedichte auf uns! Wir fühlen, daß sie nicht oder doch nicht bloß Ergebnisse des spekulativen Geistes, sondern der Ertrag eines von der ganzen Seele mit Verstand und Vernunft, mit dem Herzen und den Augen erfaßten, mit Freuden und Schmerzen teuer erkauften Lebens sind. Daher die tiefe, innige Wärme, die sie ausstrahlen, die leidenschaftliche Bildlichkeit, die sie belebt. Wir fühlen Goethe mit seinem liebenden Herzen unmittelbar gegenwärtig; zwischen ihm und seiner Lyrik besteht ein persönliches Verhältnis."

Und doch ließ sich Hebbel, als er, von Schmerzen gefoltert, auf dem Siechbette lag, Schillers Gedichte reichen; von Schillers Weisen eingewiegt, ist er entschlafen. Goethe, in dessen Gelegenheitspoesie sich die härtesten realistischen Züge mischen[4]), hatte sich nicht als stark genug erwiesen. Den Schlüssel dazu hat Ludwig Speidel, der Altmeister der Wiener Kritiker, gefunden. Er sagt einmal in seiner gewohnten sinnigen Weise: „Selbst wenn Schiller sich als Poet in der Region der Gedanken bewegt, fühlt sich sein begeistertes, leidenschaftliches Denken fast immer zu plastischen Gestalten ab. In seinen Gedichten, als Lyriker, erweist sich diese

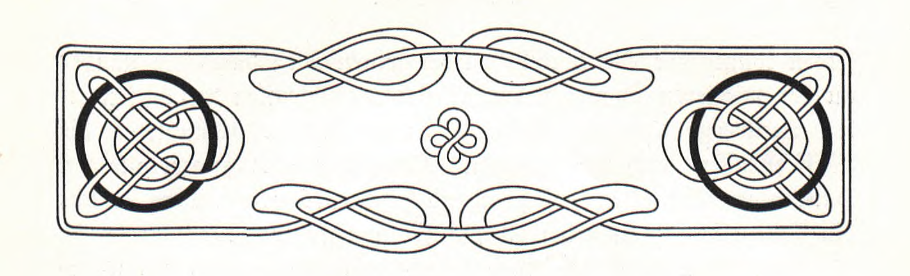
---

[3]) Vgl. die Ausgabe von Bamberg.

[4]) Sämtliche Werke in der Ausgabe von R. M. Werner. XII. Bd., S. 175.

Bildnerkraft Schillers in der wunderbarsten Weise. Hier hat er es wie oft mit den bedeutendsten Problemen des Denkens, Dichtens und des Lebens zu tun, der Stoff scheint sich gegen die Gestaltung zu sträuben, aber der Dichter ergreift ihn mit starker Hand und zwingt ihn, bildsam zu werden. In solchen Fällen genießen wir die seltene Freude, Gedanken, die uns dämmernd vorgeschwebt, zu leibhaftigen Formen gerinnen zu sehen. Die Idee wird dann zum Ideal, der Denker zum Dichter. Und mit welcher Großheit, mit welchem Glanze treten diese Gedanken auf! Die deutsche Sprache trägt bei Schiller Purpur und Krone. Aber hinter all dieser prächtigen, berauschenden Erscheinung liegt noch etwas, das uns unausweichbar anzieht und fesselt: es ist die Persönlichkeit des Dichters, es ist Schiller selbst. Schiller ist nicht in dem Maße wie Goethe eine Natur, deren Walten wir fast ohne sittliches Urteil betrachten; in ihm arbeitet vielmehr eine ethische Energie, die uns in ihre Kreise hineinzieht, er ist von einer sittlichen Hoheit der Gesinnung erfüllt, die uns Beifall und Bewunderung abnötigt. Der Poesie gegenüber ist das vielleicht das reine ästhetische Verhalten, das bloße Wohlgefallen an der Schönheit der Form; aber der Deutsche mag sich gern den Vorwurf gefallen lassen, daß er das Sittliche vom Poetischen nicht zu trennen verstehe. Es liegt einmal in unserer Art, von der Poesie ein wenig etwas wie Erbauung zu verlangen, und wenn ein moderner Deutscher hinter dem Rücken der Kirche beten will, so nimmt er Schillers Gedichte aus der Tasche."





Zur Geschichte der Wasserstraßen in Österreich.

Von **Dr. Viktor Thiel.** Wien.

Seit Menschengedenken haben die Gewässer als Verkehrsmittel gedient. Schon für die Völker des Altertumes ist das Meer der große Träger des Weltverkehres gewesen, während die Hauptlinien des Völkerverkehres auf dem Festlande durch die großen Ströme vorgezeichnet erschienen. Die schiffbaren Flußläufe gewannen bereits in frühester Zeit eine hervorragende kulturelle Bedeutung als natürliche Verkehrswege, welche sich insbesondere für die Verfrachtung schwerer Lasten und zur bequemen Beförderung von Reisenden talabwärts eigneten.

Die Donau diente dem Verkehre vom Nordwesten gegen Südosten Europas. Ihre Bedeutung als Verkehrsmittel stieg, als die Uferlande unter römische Herrschaft kamen, namentlich seit der Verlegung des Reichsmittelpunktes im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von Rom nach Konstantinopel. Aus dieser Zeit sind Spuren großer Bauwerke beim Eisernen Tore vorhanden, welche von einem Kanale oder einer Straße zur Umgehung der Katarakte herrühren.

Mit dem Untergange des weströmischen Reiches (476) fand dieser älteste Handelsverkehr in unseren Gegenden ein Ende. Erst gegen Schluß des achten Jahrhunderts begann eine neue Besiedlung des wüst gelegten Bodens zu beiden Seiten der Donau und allmählich entwickelte sich neuerlich einiger Verkehr, wobei wieder der Strom und seine Nebenflüsse, besonders die Traun und die March, als die wichtigsten Verkehrsadern dienten. Zwar wurde die kaum begonnene Kulturarbeit an der Donau durch den Einbruch der Magyaren vernichtet und erst nach der siegreichen Abwehr der-

selben konnte der Weltverkehr wieder seinen Weg durch die Länder an der mittleren Donau nehmen. Bei der schlechten Beschaffenheit der Landwege und der Seltenheit von Brücken behaupteten die Wasserstraßen auch im späteren Mittelalter eine Hauptrolle im Handelsverkehre, allen Gefahren und Hindernissen zum Trotz, welche die Unregelmäßigkeiten der Flußläufe entgegensetzten.

Als Wien durch die kluge Handelspolitik Leopolds des Glorreichen und Friedrichs des Schönen zu einem Hauptstapelplatze und Niederlagsorte für allen donauabwärts gehenden Verkehr geworden war, machten sich die Veränderungen, welchen der Donaulauf im Wiener Becken unterlag, in einer für den Handelsverkehr Wiens sehr bedrohlichen Weise geltend. Während in vorgeschichtlicher, wahrscheinlich auch noch zu Beginn der geschichtlichen Zeit der Strom gegen den vom Nußberge an gegen Erdberg sich hinziehenden Steilrand drängte, läßt sich in historischer Zeit ein allmähliches Zurücktreten der Donau vom Steilrande gegen das Marchfeld zu verfolgen. Der Wasserreichtum des Stromes wandte sich den nördlichen Armen zu, wogegen die südlichen, bei Wien gelegenen, zu versanden drohten. Diese Gefahr nun, deren Verwirklichung den Wiener Donauhandel in seinem Lebensnerv getroffen hätte, gab das Motiv zu den älteren Donauregulierungsarbeiten bei Wien, welche vorzüglich zu dem Zwecke unternommen wurden, eine geregelte, auch von großen Handelsschiffen benutzbare Wasserverbindung bis unmittelbar an die Stadt heran zu erhalten.

Die älteste Nachricht über Regulierungsversuche stammt aus dem Jahre 1376, aus welchem uns eine Stadtrechnung über die Vornahme von Baggerarbeiten im Wiener Donauarme, dem später sogenannten Donaukanale, unter Anwendung von Wasserpflügen, eine Art von Handbaggern, vorliegt. Etwa acht Jahrzehnte später, im Jahre 1455, empfahl Herzog Sigmund von Tirol der Stadt Wien den Wasserbaukünstler Kaspar Hartneid aus Augsburg, welcher sich erbot, den Donauarm beim Döblingerbache derart zu vertiefen, daß selbst die großen Hohenauerschiffe mit ihrer Ladung bis zur Stadt fahren könnten. Sein Unternehmen mißglückte jedoch und die Wiener Bürger wären dem unglücklichen Baumeister, welcher seinen Kopf für das Gelingen eingesetzt hatte, scharf zu Leibe gegangen, wenn sich nicht Herzog Sigmund seiner angenommen hätte.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die ersten Wasserbauwerke bei Nußdorf errichtet, welche den Zweck hatten, das nörd-

liche Ufer zu sichern, die Strömung gegen das südliche Ufer zu treiben und so die Wasserverbindung bis zur Stadt aufrechtzuerhalten. Im Jahre 1548 fand eine kommissionelle Besichtigung der Bauten statt, welche unter der Leitung des Mailänder Baumeisters Francesco de Poco hergestellt worden waren. Für das persönliche Interesse des Landesfürsten, Erzherzogs Ferdinand, an den Regulierungsarbeiten legt eine 1553 durch ihn vorgenommene Inspizierung Zeugnis ab. 1555 wurde der Münchener Wasserbaumeister Hans Gasteiger nach Wien berufen und der Stromregulierung beigezogen. Er nahm in den Jahren 1567 und 1568 eine Räumung des Donaukanals mit der von ihm erfundenen Baggermaschine vor. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts (1607) erbot sich Ferdinand Albrecht Frhr. v. Hoyos, eine stabile Brücke über die Donau, sowie einen „Hafen" (porto) oder Kanal zu bauen, daß genug Wasser nach Wien hereinkomme, wofür er nach Vollendung des Werkes 80.000 Taler erhalten sollte; er starb indes während der Vorbereitungen zu seinem Unternehmen am 2. März 1609.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurden zwar die Wasserbauwerke bei Nußdorf und Langenzersdorf wiederholt erneuert und auch einige neue Einbaue in den Strom hergestellt, ohne daß sie jedoch mit dauerndem Erfolg den Andrang der Wogen gegen das Marchfeld abwehren und die fortschreitende Austrocknung des Wiener Donauarmes aufzuhalten vermochten. Im Jahre 1665 schlug der Baumeister Philibert Luchese vor, durch Anlage von Schleusen den Wasserstand desselben zu erhöhen und zu regulieren, doch verliefen die Verhandlungen über die Durchführbarkeit dieses Projektes ohne Resultat. Dagegen entschied sich die Regierung für den Bau eines Teilungswerkes an der Einmündung des Armes bei Nußdorf, welche sich damals bedeutend weiter abwärts von der gegenwärtigen Einmündungsstelle befand. In welchem Jahre der Bau begonnen wurde, dessen Leitung der kaiserliche Schiffmeister Simon Peter Langsteger über hatte, ist nicht genau festzustellen; im Jänner 1672 war er „schon seit geraumer Zeit stark in Arbeit begriffen". Auf Überreste dieses Separationswerkes stieß man vor einigen Jahren bei der Errichtung der Nußdorfer Wehranlage. Das Teilungswerk Langstegers hatte nicht den gewünschten Erfolg, da schon nach wenigen Jahren sich die alten Übelstände wiederzeigten. Zur Abhilfe schlug Langsteger die Errichtung eines Gegenspornes „in der völligen Naufahrt" oberhalb des Teilungswerkes vor, während der Wasserbau-

meister aus Brixen, Sebastian Gall, unterhalb desselben einen Durchstich graben wollte, durch welchen das Wasser ohne Anwendung von Gewalt geraden Laufes der Stadt Wien zufließen sollte. Der Vorschlag Langstegers wurde im Herbste 1685 genehmigt und in den nächsten Jahren durchgeführt; überdies wurden das Teilungswerk und die Bauwerke am linken Stromufer wieder in guten Zustand gesetzt. Mit besonderem Eifer widmete sich dem Regulierungswerke der niederösterreichische Regierungsrat Freiherr, seit 1684 Graf von Welz, welcher 1697 Vizestatthalter und 1705 Statthalter in Niederösterreich wurde. Den kostspieligen Bemühungen, den Wasserzufluß in den Wiener Donauarm oder Donaukanal, wie er seit dieser Zeit allgemein genannt wird, zu erhöhen, blieb jedoch der Erfolg versagt.

Eine Nachricht aus dem Jahre 1714 meldet uns, daß der Kanal so verfallen gewesen sei, daß bei niederem Wasserstande die Schiffe und Flöße nicht mit ihrer vollen Ladung einfahren konnten. Nach dem Berichte eines anonymen Zeitgenossen verschuldete den Mißerfolg der Umstand, daß Graf Welz, obwohl er „bis an sein endt tag und nacht vil jar gar keinen fleiß noch sorg und müe gespart, einigen ingeniren getrauet, die diesen werk bei weiten nicht gewachsen und außer schlagung einer brucken niemal in wassersachen eine besondere experienz gehabt; und weillen selbe den grafen durch den aus den büchern gezogene theorie eingenommen, die sie niemal in praxi gesetzt haben, so konnte er bei undterschiedlichen remonstrationen vor diesem werk nicht abgebracht werden".

Die intensive Bautätigkeit, welche gegen Ende des 17. Jahrhunderts auf die Verbesserung der Donaustraße bei Wien verwendet wurde, hängt mit der Hebung des gesamten Verkehrswesens zusammen, zu welcher damals das sogenannte Merkantilsystem, eine ganz Europa durch mehr als ein Jahrhundert beherrschende volkswirtschaftliche Theorie, den Anstoß gab. Da nach dieser Theorie der Volks-, wie der Privatreichtum hauptsächlich in edlen Metallen bestand, mußte nächst dem Bergbau als der nützlichste Wirtschaftszweig der Handel, besonders der Ausfuhrhandel, erscheinen, dessen Entwicklung hinwiederum die Förderung des Verkehrswesens zur Voraussetzung hatte. Der erste und erfolgreichste Vertreter dieses Systems war Colbert, der berühmte Finanzminister Ludwigs XIV. In Österreich zog Gundakar Thomas Graf Starhemberg, welcher von 1704 bis 1717 in der Stellung eines Banko-Deputations-

kammerpräsidenten die staatlichen Finanzen leitete und das vollste Vertrauen Leopolds I. und seiner Söhne besaß, mit aller Entschiedenheit die Konsequenzen der Merkantilpolitik.

Da die Grundsätze des Merkantilismus die Umwandlung des Staatsgebietes in ein einheitliches, nach außen möglichst abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet als geboten erscheinen ließen, wurde bei der Förderung des Verkehrswesens auf eine innigere Verschmelzung der einzelnen Länder des Reiches mit dem Mittelpunkte desselben hingewirkt.

Die Anwendung dieses Gesichtspunktes auf die Wasserstraßen mußte auf den Gedanken der Anlage eines zusammenhängenden Wasserstraßennetzes leiten, einer Verbindung der natürlichen Wasserstraßen, insbesondere der nördlichen industriereichen Gebiete, mit der Hauptverkehrsader des Reiches, der Donau, mittels Kanälen. So entwarf um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts der niederländische Wasserbaumeister Vogemonte das Projekt einer Verbindung der Donau mit der Moldau, wobei er zwei Trassen vorschlug, deren eine den Kamp, die Zwettl und Lainsitz, die andere die Feldaist in Oberösterreich benützen sollte, ferner das Projekt eines Kanals mittels der March und Beczwa zur Oder und von der Oder aus zum Stromgebiete der Weichsel, ein Projekt, welches hinsichtlich der örtlichen Ausdehnung fast an das jüngst sanktionierte Wasserstraßengesetz hinanreicht. Den Plan eines Donau-Moldaukanals mit Benützung der Mühl schlug 1711 der böhmische Kreishauptmann Franz Leopold Woraczicky von Pabienow vor, während 1720 der Oberstwachtmeister in Ungarisch-Hradisch, Norbert Wenzel Linck, die Regulierung der March und ihre Verbindung mit der Oder über die Beczwa anregte. Ein Anonymus projektierte in einer Eingabe an den Hofkriegsrat eine Wasserverbindung der Donau unter Benutzung der Save mit der Adria. Solchen weitausschauenden Plänen, welche immerhin für den kühnen Unternehmungsgeist dieser Zeit bezeichnend sind, standen jedoch unüberwindliche Hindernisse entgegen; wenn auch die damals bereits erfundene Kammerschleuse die Überwindung von Höhenunterschieden ermöglichte und in England, Frankreich und Belgien um diese Zeit bereits eine Reihe großer Kanäle gebaut wurden, so scheiterten in Österreich solche Projekte insbesondere an der Schwerfälligkeit des damaligen Kapitalswesens; die Idee der Kapitalsassoziation war ja erst in der Entwicklung begriffen und konnte besonders in Österreich nur schwer Boden fassen.

Solche Kanalprojekte waren übrigens damals schon nicht neu. Hatte doch schon Kaiser Karl IV. im Jahre 1375 sich mit dem Gedanken befaßt, eine direkte Verbindung der Moldau mit der Donau herzustellen, um hiedurch Prag zum Mittelpunkte des europäischen Handels zu erheben; im Jahre 1626 wollte Wallenstein auf eigene Kosten die Donau mit der Moldau und 1633 Kaiser Ferdinand II. den Strom durch die March mit der Oder verbinden lassen.

Da der Verwirklichung von künstlichen Wasserstraßen in Österreich auch noch im Zeitalter des Merkantilismus ungeheure Schwierigkeiten im Wege standen, mußte man sich um so mehr darauf verlegen, wenigstens die natürlichen Wasserwege, insbesondere die Hauptverkehrsader des Reiches, möglichst brauchbar zu gestalten.

In außerordentlich fördernder Weise wirkten auf die Wiederbelebung des Donauhandels die glänzenden Erfolge der kaiserlichen Waffen über die Türken seit dem Entsatze Wiens hin. Durch fast zwei Jahrhunderte hatte die Herrschaft des Halbmonds fast bis an die Grenzen Österreichs gereicht, und während dieser Zeit war der Verkehr auf dem Strome zumeist auf die Schiffahrt aus den deutschen Donaustädten nach Wien, das äußerste, gegen die türkische Gewalt sichere Bollwerk, beschränkt gewesen. Nur selten wagten sich kühne Unternehmer bis nach Ungarn hinab, um Rohprodukte heraufzuholen. Durch die Zurückdrängung der Osmanen wurde der durch die zahlreichen Raub- und Verheerungszüge derselben arg darniederliegende Handel und Verkehr im Donaugebiete wie von einem schweren Banne befreit und begann allmählich wieder aufzublühen. Schon 1690 weiß der venetianische Gesandte Corner von der Bereicherung Wiens durch die Donauschiffahrt zu berichten und hebt die günstige Wasserfracht der österreichischen Monarchie hervor. Im Jahre 1696 richteten die Regensburger neben den gelegentlichen Fahrten nach Wien regelmäßige ein und vom 4. März dieses Jahres ging allwöchentlich das Regensburger „Ordinari"-Schiff mit Ladung und Reisenden nach Wien ab. 1712 folgten die Ulmer diesem Beispiele und bald auch andere Städte an der oberen Donau. Immer größer wurde die Anzahl der Schiffe, welche in Nußdorf und beim Roten Turme im Kanale landeten, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts war der Verkehr im Donaukanale nach dem Nachweise der Wassermautregister ein sehr lebhafter. Mit stetig reichhaltigerer Ladung langten Schiffe aus Bayern und Öster-

reich hier an, ebenso wie immer zahlreichere Schiffe aus Ungarn mit Getreide, Vieh und Produkten heraufkamen.

Bei der Steigerung des Verkehrs auf der Donau mußte sich die Verwilderung des Stromes, insbesondere bei Wien, und die Erfolglosigkeit der bisherigen Bemühungen, eine hindernisfreie Zufuhr auf dem natürlichen Verbindungswege bis unmittelbar an die Hauptstadt heran zu ermöglichen, um so empfindlicher fühlbar machen und den Ansporn zu neuerlichen Versuchen geben. Die unter Kaiser Karl VI. gepflogenen Regulierungsverhandlungen beschränkten sich zwar auch nur darauf, einzig den Donaukanal schiffbar zu gestalten, weisen jedoch insofern eine Vertiefung des Problems auf, als man sich nicht mehr mit Vorkehrungen unmittelbar an der Einmündung des Kanals begnügen wollte, sondern nunmehr nach dem „bekannten Hauptprinzipium hydrostatikum" vorgehen wollte, wonach „die flüss nicht auf einmahl zu fangen, sondern von ferne zu leiten seyen". Schon 1712 hatte ein Freiherr von Coronini empfohlen, durch Absperrung der Abzweigungen unterhalb Korneuburgs, namentlich des Biberhakens und der Schwarzen Lacke, sowie des Armes bei der Klosterneuburger Viehweide das Strombett bei Nußdorf zu einem einzigen Rinnsale auszubilden, wodurch der Zufluß in den Kanal gesteigert werden würde, eine Anschauung, welche bei den im Jahre 1717 stattgefundenen Beratungen über die Donauregulierung bei Wien allgemein geteilt wurde. Damals kam zum erstenmal auch die Regulierung der ein Chaos von Sandbänken bildenden Ausmündung des Donaukanals zur Sprache, deren Notwendigkeit durch den gesteigerten Handelsverkehr mit Ungarn fühlbar wurde.

(Fortsetzung folgt.)





„Drei byzantinische Frauen“.

Von Theodor Ritter von Stefanovicz-Vilovsky. Wien.

Eine Philosophentochter auf dem byzantinischen Kaiserthrone.

Längst war es schon im römischen Reiche anders geworden, als Theodosius II., der Enkel des großen Theodosius und der Sohn der berühmten Älia Eudoxia, im Jahre 408 den Thron von Byzanz bestieg. Nicht so sehr die Zweiteilung des Reiches war es, die zur gründlichen Änderung der Physiognomie des Weltreiches beitrug, als vielmehr die große religiöse Umwälzung, welche Staat und Gesellschaft in neue Bahnen lenkte und eine neue Weltanschauung schuf. Das verfolgte Christentum wurde zur herrschenden Religion erklärt und aus der gebietenden heidnischen Weltanschauung wurde zuerst die geduldete, dann die verfolgte heidnische Irrlehre. Waren früher Toleranzedikte gegen die Verfolgungen der Christen nötig, so waren sie nunmehr der einzige Schutz für die verfolgten Anhänger des Heidentums. Schon Theodosius der Große hatte im Jahre 380 das berühmte Edikt erlassen, durch das jedem römischen Staatsbürger die Annahme des Christentums zur Pflicht gemacht wurde. Trotzdem gab es noch viele Römer und Griechen, die sich demselben nicht fügten. Insbesondere blieb Griechenland heidnisch, dessen Bewohner noch immer den Göttern opferten und die alten philosophischen Lehren hegten und pflegten. Die Hochschule von Athen galt noch immer als eine Pflanzstätte der Bildung, und selbst die christlichen Theologen holten sich von dort das nötige Wissen, um als Lehrer und Redner wirken zu können.

Einer der bekanntesten Philosophen jener Schule war der Sophist Leontius. Er galt als eine Zierde der Wissenschaft; als überaus reicher Mann hatte er sich auch sonst des besten Ansehens zu erfreuen. Sein größter Stolz aber war seine schöne und geistreiche Tochter Athenaïs. Im heidnischen Glauben erzogen, vom Vater in die Mysterien der Philosophie eingeweiht, vollendete Athenaïs ihre Bildung, durch die sie unter ihresgleichen als ein seltener Stern glänzte. Sie beherrschte die Poesie und die Rhetorik, pflegte die Künste und betrieb allerlei Wissenschaften. Selten wohl war so viel Anmut und Gelehrsamkeit, Sittsamkeit und Freiheit des Geistes, weibliche Bescheidenheit und Selbständigkeit in einer einzigen Person vereinigt wie bei Athenaïs, der berühmten Philosophentochter. Früh schon lernte sie auch die Grundsätze der christlichen Lehre kennen. Der Übergang von Plato zu diesen Lehren war ihr nicht schwer. Obwohl Heidin, war sie als Philosophin dennoch erfüllt von Bewunderung für die Lehre Christi, und oft geschah es, daß sie in den Gesprächen mit ihrem Vater ihre Ansichten darüber äußerte.

Da geschah das Unerwartete. Ihr Vater Leontius starb, infolgedessen Erbschaftsstreitigkeiten in der Familie entstanden. Athenaïs mußte ihr Recht in der Hauptstadt des Reiches suchen. In Begleitung ihrer Tante, der Schwester ihres Vaters, reiste Athenaïs nach Konstantinopel, um daselbst dem Kaiser ihre Bittschrift zu überreichen. Religiöser Hader und Parteienkampf durchtobten damals die Straßen. Noch stand die Bevölkerung unter dem Eindrucke des furchtbaren Aufstandes, der zum Ausbruch kam, als Arkadius den Arianern Zugeständnisse machen wollte und der Patriarch Johannes Chrysostomus sich dem widersetzte. Noch immer sprach man von der Vertreibung dieses großen Mannes durch die Kaiserin Eudoxia und noch immer gährte es im Zirkus und in den Kirchen von Byzanz. Während in der Stadt der Dogmenkampf tobte, beschäftigte sich der junge Kaiser mit der Lösung theologischer Fragen. Gelehrt, aber schwach und mißtrauisch, ließ sich Theodosius II. von seiner älteren Schwester, der energischen Augusta Pulcheria, leiten. Unter ihrer Aufsicht wurde der jugendliche Basileus in Frömmigkeit und Sittenreinheit erzogen. Der Hof von Byzanz glich einem Kloster, in welchem unaufhörlich gebetet wurde. Der kaiserliche Palast war der Sitz der eigentlichen kirchlichen Orthodoxie, in deren Geiste das große Reich geleitet wurde

Pulcheria widmete ihre ganze Sorgfalt der Erziehung ihres kaiserlichen Bruders. Die Geschichtsschreiber jener Zeit sind des Lobes voll über Pulcheria, von der sie sagen, daß man eigentlich nicht wisse, wo bei ihr die Schwesterpflichten aufhören und die Mutterpflichten anfangen. Sie bemutterte ihren Bruder so weit, daß sie ihn auch zum Heiraten drängte und daß sie für ihn sogar eine Frau suchte. Dies geschah auch, als Athenaïs vor den Stufen des Thrones erschien, um der mächtigen Augusta die Bittschrift wegen der Ordnung des väterlichen Nachlasses zu überreichen. Pulcheria und ihr kaiserlicher Bruder waren von den Reizen und der edlen Gestalt des Mädchens wie geblendet, und als sie erst wahrnahmen, wie gebildet und gelehrt Athenaïs war, da gab es kein Überlegen mehr und nach wenigen Tagen ward die Welt von der Kunde überrascht, daß der Augustus in seiner „unermeßlichen Güte" die Tochter eines bescheidenen Atheners sich zur Braut auserkoren habe und daß die Glückliche, die das 20. Lebensjahr erreicht hatte, vom Patriarchen Attikus und in Gegenwart der Pulcheria getauft worden sei. Am 7. Mai 421, dem Vermählungstage des jugendlichen Kaiserpaares, empfing Eudokia — denn so hieß sie nunmehr — aus den Händen ihres kaiserlichen Gemahls das Diadem unter dem Klange heiliger Gesänge und unter dem Jubelgeschrei des Volkes von Byzanz.

Die neue Augusta bequemte sich den veränderten Verhältnissen schwer an. Theodosius bewahrte ihr allerdings lange die Zuneigung des Gatten, allein die eigentümlichen Zustände am Hofe, wie nicht minder die in der Stadt und im Reiche zunehmende kirchliche Gärung konnten der gebildeten und überdies zart veranlagten Eudokia kein Vergnügen gewähren. Sie mußte im Verkehre mit den Menschen, die sich vor der Kaiserin beugten, in ihr aber das zu so hoher Stellung emporgekommene Weib aus dem Volke haßten, argwöhnisch, berechnend und herablassend sein, wo sie früher natürlich und liebenswürdig war. Sie flüchtete sich bald in das Innere ihrer Gemächer und suchte Trost in ihren alten Athener Erinnerungen oder in gelungenen Hexametern, in denen sie die Gefühle der Freundschaft oder der himmlischen Liebe niederzuschreiben versuchte. Von ihrem kaiserlichen Gemahl vernachlässigt, der sich fast ausschließlich mit theologischen Studien beschäftigte und tagelang mit gelehrten Kirchenvätern dogmatische Fragen besprach; von ihrer Schwägerin, die sich ausschließlich den

Staatsgeschäften widmete, gemieden, faßte Eudokia zu Paulinius, dem Magister officiorum des kaiserlichen Hofes, eine ungewöhnliche freundschaftliche Zuneigung, weil dieser einflußreiche Mann und ehemalige Studiengenosse des Kaisers der einzige am Hofe war, welcher der Kaiserin jene Aufmerksamkeit schenkte, die ihr als der Throngenossin der Majestät gebührte.

In der Brust der Kaiserin mag sich wohl so etwas wie gesteigertes Dankbarkeitsgefühl gegen Paulinius geregt haben. Es ist ja auch möglich, und unter Umständen auch zu begreifen, daß Eudokia, namentlich später, als ihre Beziehungen zum Kaiser gänzlich erkalteten, für Paulinius mehr wie Freundschaft und Dankbarkeit fühlte. Daß aber dieses Verhältnis je die Grenzen des Erlaubten überstieg, davon wissen selbst die größten Lästerzungen unter den damaligen Schriftstellern nichts zu berichten.

Soeben war ein neuer Dogmenkampf ausgebrochen. Nestorius von Antiochien lehrte, daß die heilige Maria nur in menschlicher Weise Mutter Jesu wurde. Auch Eudokia fand dies begreiflich und natürlich. Allein die Gegner Nestors, zu denen in erster Reihe die noch immer mächtige Pulcheria gehörte, bekämpften diesen neuen Lehrsatz und erklärten ihn für eine Irrlehre. Die Lehre Nestors wurde geächtet, er selbst verbrannt. Die Kaiserin durchlebte damals Tage der Angst und des Kummers. Es war das aber noch nicht alles. Sie mußte den Becher bis zur Neige leeren. Ihre einzige Tochter Eudoxia wurde an den weströmischen Kaiser Valentinian III., einen Vetter des Theodosius, verheiratet. Nach der Abreise ihres geliebten Kindes fühlte sich die Kaiserin ganz verlassen und vereinsamt. Da gestattete eines Tages Theodosius der Vereinsamten eine Pilgerreise nach dem heiligen Grabe. Nur dort glaubte sie Ruhe und Einkehr zu finden, nur auf dem heiligen Boden, in der unmittelbarsten Nähe der Stätten, an denen Jesus gewirkt und gesprochen, an denen er für seine Lehre geduldet und gestorben, hoffte sie den verlornen Glauben an die Menschheit und an die göttliche Offenbarung wiederzufinden.

Mit großem Gefolge trat Eudokia ihre Reise über Antiochien an. Diese Stadt, damals der Mittelpunkt des anatolischen Christentums, empfing die Augusta mit ungeheuren Ehren und mit aufrichtigem Jubel. Hier war es, wo in Eudokia Athenaïs wieder erwachte! Hier war es, wo die Kaiserin, deren blendende Schön-

heit die Männer berauschte und deren majestätische Erscheinung die Menge entflammte, an das Volk eine Ansprache richtete, die an die schönsten Tage des alten Athen und an die goldene Zeit Roms erinnerte. Ihre Reise bis Jerusalem glich einem Triumphzuge. Und erst Jerusalem! Hier fühlte sie zum erstenmal den Odem des wahren und echten Christentums. Fern von der erstickenden Luft des Hofes, weit vom Gezänke der Kirchenväter erquickte sich ihre Seele an all den heiligen Erinnerungen, durch die sich Jerusalem und dessen Umgebung den Zauber der Heiligkeit errang.

Schweren Herzens kehrte Eudokia wieder in den kaiserlichen Palast am Bosporus zurück. Harrte ihrer doch nur ein goldenes Gefängnis und ein Leben voller Qualen. Theodosius hatte längst schon seine jugendliche Gutmütigkeit abgelegt. Aus dem gütigen Kaiser war ein mißtrauischer, zu Härte und Grausamkeit neigender Tyrann geworden. Längst war die ernste, den Intriguen und Kabalen abholde Kaiserin den Höflingen unbequem geworden. Mit immer größerer Dreistigkeit verbreiteten die Feinde Eudokias die Mär: sie unterhalte zu Paulinius ein sträfliches Verhältnis. Der Argwohn des Kaisers stieg.

Einmal, als Theodosius ohne Begleitung des Hausministers, der krank daniederlag, zur Kirche ging, überreichte ihm ein armer Mann einen großen phrygischen Apfel. Der Kaiser, der eine Zeitlang die seltene Frucht bewunderte, nahm den Apfel und gab dem Spender dafür 150 Goldstücke. Theodosius schickte den Apfel seiner Gemahlin, welche ihn dem kranken Paulinius schenkte. Dieser, nichts Böses ahnend, verehrte die schöne Frucht dem Kaiser. Als der Kaiser Eudokia fragte, wo der Apfel sei, beteuerte sie, ihn gegessen zu haben. Diese Notlüge sollte aber die Kaiserin schwer büßen, denn Theodosius war nun von der angeblichen Untreue seiner Gattin überzeugt. Mag auch diese merkwürdige Apfelgeschichte, welche an die tragische Sacktuchepisode Desdemonas erinnert, von dem Geschichtsschreiber, der sie zuerst mitteilt, auch ausgeschmückt oder gar erfunden worden sein, so ändert sie dennoch nichts an der geschichtlich festgestellten Tatsache, daß Theodosius Eudokia wirklich für eine Ehebrecherin hielt. Schnell verschwand der kaiserliche Liebling Paulinius vom Hofe, um später in Kappadokien hingerichtet zu werden, während über die Kaiserin selbst das Verbannungsurteil gesprochen wurde.

Doch das Exil sollte für die kaiserliche Märtyrin auch die Erlösung sein. In Jerusalem, an das sie die schönsten Erinnerungen aus der Zeit ihrer Pilgerreise knüpften, in der Nähe des Grabes des Welterlösers wollte sie ihr Leben in Gebeten und guten Werken beschließen. Dort, wo der Heiland seinen Leidenskelch austrank, wollte auch sie die Befreiung von ihren Leiden finden und das Geschick des für sie unschuldig gestorbenen Paulinius betrauern. An den heiligen Stätten, im bescheidenen Bethlehem, am Fuße des Ölberges, im zauberhaften Garten von Gethsemane, auf den durch das Märtyrium Christi geheiligten Höhen von Golgatha, fand die unglückliche Kaiserin Trost und Stärkung, ward Athenaïs, die Heidin, zur wirklichen begeisterten Christin. Hier, in unmittelbarer Berührung mit der Welt, in der einst Christus gewirkt, in voller Erkenntnis seiner Lehren, die sie ohne dogmatische Vermittlung in sich aufnahm, von dem mächtigen Zauber wahrer Religiosität erfaßt, steigerte sich die Liebe zur Religion der menschlichen Nächstenliebe bis zur Begeisterung, ja bis zum Fanatismus. Die hehre Dichtkunst, die sie einstens im väterlichen Hause in Athen gepflegt, ward nun zur Posaune des Christentums und in fließenden Hexametern, die Photius besonders rühmt, besang Eudokia die Macht der Religion des Kreuzes.

Während Eudokia in Jerusalem der Frömmigkeit und der Dichtkunst lebte, durchtobte wildes Völkergetümmel den Westen Europas. Längst schon war ihr Gemahl Theodosius ein Toter. Auf dem kaiserlichen Throne von Byzanz saßen, der letzten Willensmeinung des Verstorbenen zufolge, Marcianus und des Kaisers Schwester Pulcheria. Der kaiserliche Thron von Rom, auf dem Eudokias Tochter saß, wankte und drohte unter den Streichen der wilden Germanen zusammenzustürzen. Nicht lange mehr sollte das weströmische Kaisertum bestehen. Es gärte und tobte in der damaligen Welt wie in einem Hexenkessel. Hienieden auf dieser Welt konnte die große Duldnerin nichts mehr finden, was ihrem Herzen Freude, ihrer Seele Ruhe verschafft hätte. Vereinsamt, verlassen, vom Unglück verfolgt, flüchtete sie sich in die lichten Himmelshöhen, die ihr die neue Religion und die Poesie öffneten. Die vielgepeinigte Seele hat Befreiung und Erlösung gefunden.

Und merkwürdig! Selbst die letzten Lebenstage sollten ihr erneuerten Schmerz und Kummer bringen. Es war ihr bestimmt, den Leidenskelch bis zum letzten Tropfen zu leeren. In innigster

Liebe war Eudokia ihrer Tochter und ihren beiden Enkelinnen zugetan. Trug ja doch das ältere Enkelkind, an Schönheit das Ebenbild ihrer Großmutter, ihren Namen. Da bedrohten wilde Vandalenscharen Rom. Geiserich entführte die junge Prinzessin Eudokia, um sie seinem Sohne Hunnerich zu vermählen. Nichts ließ die betrübte Großmutter unversucht, um ihr Enkelkind aus den Armen des Barbaren zu retten. Ihre letzten Bemühungen, ihre letzten Qualen, ihre letzten heißen Gebete galten ihrem geliebten Enkelkinde. Endlich gelang es der jungen Eudokia, aus Karthago, der Hauptstadt des Vandalenreiches, zu entfliehen. Sie kam aber zu spät in Jerusalem an. Denn schon hatte Kaiserin Eudokia ihre edle Seele ausgehaucht.

Mit dem Bekenntnis, daß Paulinius schuldlos gestorben und mit der Bitte an ihre am Sterbebette anwesende Tochter, die Kaiserin Eudoxia, noch einmal alles zu versuchen, um das geliebte Enkelkind, das sie noch immer in den Armen Hunnerichs vermeinte, zu befreien, starb die edle Dulderin.

Als die jugendliche Eudokia in Jerusalem anlangte, eilte sie zur Stephanskirche, um am Grabe ihrer Großmutter zu weinen. Es waren das Zähren ehrlicher kindlicher Liebe und Dankbarkeit, nach denen sich Athenaïs in ihrem Unglücke vergebens sehnte, und die sie, die Liebe und Gnaden spendende kaiserliche Frau, während ihres ganzen Lebens so schwer vermißte.

Kaiserin Irene.

Zwei Jahrhunderte und darüber waren seit dem berühmten Edikte Kaiser Theodosius des Großen verflossen. Es gab im weiten römischen Reiche zwar noch immer barbarische Heiden, aber römische Staatsbürger, die sich nicht zum Christentume bekannten, konnte und durfte es nicht mehr geben. Griechenland, ehemals noch die letzte Zufluchtstätte des Heidentums, hatte sich in dieser Zeit so völlig christianisiert, daß es als eine der treuesten Provinzen der Kirche galt. Längst schon verschwanden im byzantinischen Reiche auch die letzten Spuren, die an die Zeiten von Rom oder von Hellas erinnerten. Die hohe Schule der Wissenschaft in Athen, an der einst Leontius gewirkt und gelehrt, war durch einen Machtspruch Kaisers Justinian I. verschwunden, weil der rechtgläubige Kaiser und dessen einflußreiche Mitregentin, die berühmte ehemalige

Tänzerin Theodora, in dem Bestande der Schule das Fortleben heidnischer Traditionen erblickten. Dort, wo einstens die heidnischen Tempel standen, ragten die mächtigen Kuppeln der christlichen Basiliken in die Lüfte. Theologische Dissertationen über die einfache und doppelte Natur Christi ersetzen die ehemals laut geführten Gespräche der Sophisten. Die Funktionen der delphischen Pythia versah nunmehr der christliche Bischof, der am Ostertage den rechtgläubigen Athenern ein glückverheißendes, segensvolles Jahr verkündete oder von seinen Lippen das schreckliche Anathema gegen diejenigen erschallen ließ, die sich erkühnten, den Beschlüssen der heiligen Väter Widerstand entgegenzusetzen.

Aber in einer Hinsicht schien das Volk von Griechenland seinen alten Gewohnheiten treu geblieben zu sein. Der heidnische Götzenkultus, an dem die Griechen so lange und so zähe festhielten, die Gewohnheit der bildlichen Darstellung und Verehrung der Gottheiten, war auch auf den christlichen Kultus übergegangen und nirgends wurde dem Bilderdienste und der Bilderverehrung mit solchem Eifer und mit solcher Übertreibung gehuldigt, wie gerade in Hellas. Athen überflügelte darin Rom, Antiochien, Alexandrien, ja selbst Konstantinopel, in dem sich der Bilderkultus, der dem ursprünglichen Christentume so fern lag, zuerst entwickelte. Mönche, die sich mit der bildlichen Darstellung von Heiligen und mit Holz- und Elfenbeinschnitzereien beschäftigten, unterstützten lebhaft diese dem einfachen Sinne des Volkes zusagende Gewohnheit. Maler und Bildhauer, deren es damals in griechischen Landen in Überfülle gab, fürchteten, daß ihr Gewerbe, denn Kunst war ja das, was sie ausübten, längst nicht mehr, unter dem ursprünglichen christlichen Kultus leiden werde und betrieben eifrig die Verfertigung von Heiligenstatuen und Heiligenbildern. Namentlich die Frauen liebten es, Heiligenbilder zu haben, vor welchen sie das ewige Licht zu unterhalten pflegten und für die sie ganz ebenso opferten, wie das ihre Vorfahren in heidnischer Zeit gewohnt waren. Es war das ein Kultus, der sich von selbst in die christliche Kirche durch die alten heidnischen Gewohnheiten des Volkes einschlich, und um den sich die Kirchenväter, denen dogmatische Streitigkeiten wichtiger waren, gar nicht zu bekümmern schienen.

Erst als die fromme Verehrung der Bilder in rohen Aberglauben überging, wurde man darauf aufmerksam. Das Eifern

der kleinasiatischen Sekten gegen die kirchliche Orthodoxie galt in erster Reihe dem Bilderkultus, den schon Monophysiten und Paulizianer für einen Mißbrauch erklärten, der das Christentum zur Götzendienerei herabsinken lasse. Da entschloß sich Kaiser Leo III., oder der Isaurier, wie er gewöhnlich genannt wird, dem Bilderkultus ein Ende zu machen oder ihn wenigstens einzudämmen. Von den Bischöfen Theodosius von Ephesos, Thomas von Claudiopolis und Konstantin von Phrygien unterstützt, erließ Leo III. im Jahre 726 ein durch den Senat sanktioniertes Dekret, das die Anbetung der Bilder verdammte. Um aber einstweilen die Gefühle der Gläubigen zu schonen und das Volk allmählich an seine Reform zu gewöhnen, ordnete der Kaiser an, daß die Bilder vorläufig höher gehängt werden sollten, um sie der unmittelbaren Berührung zu entziehen.

Doch dieses Dekret des kaiserlichen Neuerers sollte das Signal zu einem Kampfe werden, der verwerflich in seiner Art und verhängnisvoll in seinen Folgen, das Reich in seinen Grundfesten erschütterte und die gesamte christliche Welt vom armenischen Hochlande bis zu den westlichen Küsten Italiens, von den nördlichen Reichsgrenzen an der Donau bis in das Innere Afrikas in Gärung versetzte. Die kirchliche Orthodoxie spaltete sich in zwei große Heerlager, die sich mit Wut und Grausamkeit bekämpften. Konstantinopel widerhallte von dem fürchterlichen Kampfgeschrei der Bilderverehrer und der Bilderstürmer.

Zu spät sah Leo III. ein, wie unklug er gehandelt, als er unvorbereitet eine Reform einführen wollte, die gegen eine tief im Volke eingewurzelte Gewohnheit gerichtet war. Man konnte allenfalls Dogmen dekretieren und abschaffen, denn für diese hatte die Masse kein Verständnis, aber man durfte nicht so ohneweiters an Bräuchen und Kulten rühren, die in das Blut des Volkes eingedrungen waren und sein ganzes religiöses Denken und Fühlen ausmachten.

Leo, statt nachzugeben, verharrte auf dem einmal eingeschlagenen Wege. Der sonst so staatskluge Monarch ließ sich von seinem Eigenwillen und von einer Art religiösen Taumels fortreißen. Die Ernte einer solchen Saat konnte nicht ausbleiben. Die christliche Kirche hatte wieder eine jener bösartigen Kinderkrankheiten zu bestehen, wie sie jeder Organismus in seiner Jugend zu bestehen hat. Gegründet, um den Menschen eine Religion des Friedens

und der Nächstenliebe zu sein, zeigte sie wieder einmal jenes abscheuliche Gesicht, in dem sich Fanatismus, gepaart mit Unduldsamkeit und Grausamkeit, abspiegelt. Doch man erlasse mir die Schilderung eines Kampfes, der fast ein volles Jahrhundert hindurch gedauert und die häßlichsten menschlichen Leidenschaften entfesselt hat.

Einer Frau, einer Athenerin, einer Schwiegertochter des größten unter den Bilderstürmern, sollte es vorbehalten bleiben, den Bilderkampf in blutiger Weise zu beschließen und den Feinden ihres kaiserlichen Gemahls und damit auch dem Bilderkultus zum entscheidenden und bleibenden Siege zu verhelfen! Konstantin V., oder Konstantin Kopronymos, wie er von seinen Feinden genannt wurde, verstand es, durch seltene Energie und eine hingebungsvolle Liebe zu seinen Truppen die Herrschaft der Ikonoklasten wenigstens für den Augenblick zu befestigen. Sein eifrigstes Bestreben am Ende seines tatenreichen Lebens war darauf gerichtet, seinem Sohne die Nachfolge zu sichern und der Dynastie der Isaurier die notwendige Stabilität zu verschaffen. Nur auf diese Weise glaubte er auch der Sache der Bilderstürmer für die Dauer zu nützen.

Als sein Sohn, der nachmalige vierte Leo, heranwuchs, wählte er für ihn eine Frau, die viel zu versprechen schien. Jung, schön und hochbegabt, wie die meisten Athenerinnen jener Zeit, hatte Irene, die Gemahlin Leos IV., im Volke die Erinnerung an Athenaïs wiedererweckt. Ebenso wie diese aus einer achtbaren Athener Bürgerfamilie stammend, besaß sie, wie es anfänglich schien, viele Eigenschaften ihrer großen Vorgängerin, und wenn sie sich auch nicht der klassischen Bildung der Philosophentochter rühmen konnte, so war ihre Erziehung dennoch äußerst sorgfältig. Nur schwer konnte man im Anfange die im Verborgenen schlummernden häßlichen Charaktereigenschaften der jungen, erst siebzehnjährigen Irene erkennen. Vielleicht war die körperliche Schwäche und die damit verbundene Energielosigkeit ihres sonst herzensguten Gemahls die Ursache, daß die Kaiserin schon frühzeitig in die Hof- und Staatsgeschäfte Einblick gewann und daß mit dem in ihr erwachenden Ehrgeiz später auch die Herrschsucht in dem Maße zunahm, als ihr Gatte körperlich schwächer und nachgiebiger wurde. Derlei Fälle sind nicht gerade selten, und ich brauche bloß an die herrschsüchtige Elisabeth von Spanien aus dem Hause Far-

nese und die anmutige und bescheidene kleine Prinzessin von Anhalt=Zerbst, aus der sich an der Seite ihres schwachen und energielosen Gatten die spätere Katharina II. entpuppte, zu erinnern, um in dem Jugendbilde Irenes noch keineswegs etwas Ungewöhnliches und Verabscheuungswürdiges zu erblicken.

Als Leo IV. starb und der minderjährige Konstantin VI. den Thron bestieg, hatte Irene vollauf Gelegenheit, ihren Ehrgeiz zu befriedigen und ihre rastlose Energie zur Geltung zu bringen. Stets war ihr, der im Bilderkultus aufgewachsenen Athenerin, die Bilderstürmerei verhaßt. So lange der strenge Schwiegervater lebte, unter dessen Herrschaft die Verehrung der Bilder verpönt war und fast wie verschwunden schien, verstand sie es, ihren Haß gegen die Bilderstürmer meisterhaft zu verbergen. Ihrem Manne gegenüber zeigte sie schon weniger Rücksichten. Als sie aber Regentin wurde, da stellte sich bei ihr neben dem Ehrgeize auch so etwas wie Glaubensfanatismus ein.

Mit Bestürzung sahen die Bilderstürmer, deren Partei im Heere und unter der hohen Geistlichkeit stark und mächtig war, wie sich ihre rachedürstenden Gegner an die Kaiserin herandrängten. Und doch war Irene ebenso klug als ehrgeizig; es schien, als ob sich in ihr eine Charaktereigenschaft aus der anderen zum Erstaunen der Welt entwickeln würde. Der staatskluge Leo der Isaurier hatte seinerzeit die Lösung der Bilderfrage überstürzt. Ohne viel Überlegung ließ sich der Kaiser in einen Kampf ein, den er später gewiß öfter bereut haben mochte.

Nicht so die junge Irene, als es galt, die Bilder wieder aufzurichten. Ehe sie den Hauptschlag gegen die Bilderstürmer führte, wog sie die Chancen des Erfolges sorgfältig ab, wohl wissend, daß der Versuch mit Rücksicht auf die große Macht der Gegner auch fehlschlagen könnte. Mit Vorsicht und nach einem festgestellten Plane wurden die Vorbereitungen getroffen. Zuerst stumpfte man die gegen die Bilderverehrung gerichteten Gesetze des Konzils von Hieron und der Dekrete Leos III. und Konstantins V. ab, hierauf wurde der ikonoklastische Patriarch Paulus zur Abdankung vermocht und der ihr ergebene Kabinettschef Terasios zum Patriarchen gewählt. Und erst nach zwei Jahren, als man die der ikonoklastischen Partei ergebenen Truppen und Garden disloziert und zu Befehlshabern ganz verläßliche Offiziere ernannt hatte, wurde der große Schlag geführt und im Jahre 787 ein

Konzil nach Nikäa einberufen, das unter Beihilfe von 130 Mönchen und abgesetzten Klosteräbten sowie im Beisein der Legaten des Papstes Hadrian I. die Beschlüsse des Konzils von Hieron für ketzerisch erklärte, den Bilderkultus wiederherstellte und die ikonoklastischen Patriarchen der „ewigen Verdammnis" überantwortete.

Der Sieg der Ikonodulen war somit der vollständigste, den man sich nur denken kann. Nur frage man nicht, welche Szenen den Konzilbeschlüssen von Nikäa folgten und wie furchtbar die Rache war, welche die siegende Partei an den besiegten Bilderstürmern nahm. Den Gegnern, die sich den Dekreten der Regentin nicht fügen wollten, drohte Verbannung und Tod. Die Straßen von Byzanz waren vom Blute der Erschlagenen förmlich überschwemmt. Wehgeheul erscholl von einem Ende der Stadt bis zum andern, indessen die in Schönheit erstrahlende, von wildem Glaubenseifer durchdrungene Siegerin durch die Stadt zur Sophienkirche zog. Die Zügel ihrer vier milchweißen Rosse wurden von ebensoviel Patriziern gehalten, die zu Fuße vor dem goldenen Wagen gingen. Ein Dankgebet vor dem wieder mit Bildern geschmückten großen Altare im Sophiendome verherrlichte den Sieg über die Ketzerei, die der Ahne desjenigen verbreitete, der soeben in vollem kaiserlichen Schmucke, auf erhöhtem Throne sitzend, der schrecklichen Worte lauscht, die der Patriarch zum Zeichen des Anathems gegen alle diejenigen schleudert, die sich zur Irrlehre Leos III. bekannten.

(Schluß folgt.)





Auf den Trümmern Salonas.

Von **Camillo V. Susan.** Brunn am Gebirge.

Etwa eine Stunde Gehweg von Spalato entfernt liegt die alte Trümmerstadt Salona. Erst in neuerer Zeit ging man daran, sie von Schutt und Vergessenheit zu befreien und ihre spärlichen Reste, stumme Kläger der Vergänglichkeit, in das alles überdauernde Landschaftsbild einzufügen. Ergreifender kann nicht leicht die Hinfälligkeit des Menschen und alles dessen, was seine Hände schaffen, zum Ausdrucke gelangen, als es hier geschieht. Denn kaum eine Säule steht in alter Schönheit da. Nirgends der Anblick eines Ganzen, das sich in unsere Tage herüberretten konnte, nirgends ein Stück, das auch im Steine den ewigen Gedanken, der ihn formte, weiterleben läßt und die immer neue Gegenwart mit der eindringlichen Sprache der Vorwelt zwingt, es zu schützen und zu hegen. Und als sollte bei diesem Anblicke der Mensch an seiner geheimsten, innersten Wunde berührt werden, reiht sich Steinsarg an Steinsarg, von frevelnder, räuberischer, beutegieriger Hand verletzt und geschändet.

Aber wenn man, inmitten dieser Trümmer stehend, den Blick darüber hinweghebt, hinaus zum blauen Meere, da greift einem die unvergängliche Schönheit der Natur tief ans Herz. Eine liebliche Bucht, mit grünen Weingeländen, grauschimmernden Ölbäumen, dichtbelaubten Lorbeergebüschen und krummästigen Feigenbäumen liegt vor uns. Das dunkle Blau des weit sich hindehnenden Meeres, mit den goldig grünen, duftig abgegrenzten Höhenzügen einzelner Inseln, verleiht den hellen Farben der üppigen Landschaft jene

hinreißende feurige Kraft, die nur dem Süden eigen ist. Gegen Westen und Osten aber umschließen in mächtigen Formen die in der Fülle des Sommerlichtes weißschimmernden Höhen des Mossor und Kozjak mit der stolzaufragenden alten Festung Clissa. Ein geheimer Schauer ernster, schweigender Einsamkeit weht einem aus diesen gigantischen Massen entgegen. Man fühlt es, hier in dieser Welt ist etwas gestorben, was groß und mächtig war und das in ewiges Schweigen hinabgesunken ist. Sind es die wenigen Säulen, die aus den Trümmern aufragen, oder ist es der Gedanke an jenen mächtigen Mann mit der dunklen, unergründlichen Seele, der einstmals seine ruhelosen, tatenstürmenden Gedanken wie mit müden Flügeln hier sich niedersenken ließ, was eine solche Stimmung unberührbarer Ewigkeit über diese Landschaft legt? In diesen Erdenwinkel, ausgestattet mit dem ganzen Zauber einer lieblichen Bucht und der erhabenen einsamen Größe einer Gebirgswelt, zog sich in der Fülle der Macht der Kaiser Diokletian zurück, er, der aus dem Nichts zur höchsten Gewalt emporgestiegen war und den schwindelhoch aufragenden und vom Zusammensturze bedrohten Bau eines unermeßlichen Reiches mit der Hand eines kühnen Meisters festgefügt hatte. Ein Tatenmensch, der wie ein Gott der alten Mythe zu den Menschen heruntersteigt, um wieder Ordnung in die Welt zu bringen und der nach getanem Werke sich in sein Paradies zurückzieht.

Es war in den Nachmittagsstunden eines jener prachtvollen Septembertage, wo durch Wochen hindurch ein wolkenloser, warmer Himmel in dem satten Blau des Südens über die Landschaft hingebogen ist, als ein Mann in mittleren Jahren von Spalato nach Salona hinausschritt. Er hatte der kurzen Eisenbahnfahrt die Wanderung zu Fuß vorgezogen und der ruhige, einsame Genuß der landschaftlichen Schönheit lohnte ihm reichlich die kleine Mühe. Oft blieb er stehen und ließ sein Auge auf dem herrlichen Bilde der Natur ruhen, als ob er es für immer in seine Seele versenken möchte. Hie und da begegnete ihm ein Bauer, angetan mit der malerischen Tracht des Landes, mancher ritt auf langsam dahinschreitenden Esel und als gar eine Frau auf einem solchen Tiere sitzend an ihm vorüberkam, die während des Reitens spann, da fühlte er die unendliche Schönheit des Lebens so weit vor ihm aufgetan, daß jede Linie und jede Gestalt, jede Farbe und jede Bewegung mit der ganzen Gewalt eines göttlichen Kunstwerkes auf ihn wirkte.

Er hatte die bekannten Züge eines deutschen Gelehrten. Die goldenen Tage der Jugend lagen wohl schon ein geraumes Weilchen hinter ihm. Er stand in der Blüte des reifen Mannesalters, wo das Auge nicht mehr im träumerischen Feuer junger Sehnsucht glüht, aber jenen weitausschauenden, scharfen Blick gewinnt, der Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens durchdringt. Er war Lehrer der klassischen Philologie an einem österreichischen Provinzgymnasium. Die schönen Ideale seines Jünglingsalters hatten sich wohl nicht erfüllt. Das wirkliche Leben des Tages hat für Ideale keinen Raum. Die brauchen einen weiten, freien Himmel und frische Höhenluft. Denn sie sind wie Wandervögel, die goldumsäumten Wolken nacheilen und nicht in dumpfen Stuben auffliegen können. In seinem Herzen waren sie trotzdem nicht gestorben. Sie waren da, immer wartend mit flugbereiten Schwingen, nur hatten sie den Glauben nicht mehr, daß es für sie einen freien Himmel gebe. Aber leise Stimmen hatten sie, mit denen sie reden und trösten konnten und sie hatten eine ganz geheime Seele, die sich mit dem Leben der Welt abzufinden suchte. Sie waren weise geworden, wie das Alter weise wird, das nicht mehr an Träume glaubt und das die strenge Wahrheit des Lebens entschleiert vor sich daliegen sieht.

Wenn uns Deutschen nichts von den alten Germanen geblieben wäre, eines ist unvertilgbar in uns: die germanische Sehnsucht nach dem Süden, und wenn uns einmal das Schicksal dahin geführt, das tiefe, berauschende Glücksgefühl, mit dem wir die helle Schönheit dieses Südens in uns aufnehmen. In der gehobenen Empfindung eines starken Erlebnisses schritt der träumende Mann dahin. Als er dann in Salona angekommen war und zwischen den Trümmern eines vergangenen Daseins hin und her ging, da mischte sich in sein stolzes Gefühl lebensstarker Gegenwart die schmerzliche Empfindung der alles überwältigenden Vergangenheit. Müssen wir uns nicht mit den kargen sonnigen Augenblicken zufrieden geben, die uns die langen Tage eines kurzen Daseins hie und da gewähren? Das Leben ist herrlich und groß, aber wir müssen es klein und in Enge dahinleben. Und Leben haben wir nur, wenn Größe in uns ist. Darum ist die Jugend so unendlicher Schönheit voll, weil Größe in ihr ist und sei es auch nur geträumte. Aber wenn die Jugend nicht mehr mit ihrem Wahne unser Herz erfüllt, dann werden wir still und klein und wir wissen mit unserer Sehnsucht nichts mehr zu beginnen. Wie viele hat denn aus den Millionen

und Millionen Menschen das Schicksal zur Größe ausersehen? Und was blieb denn selbst von diesen wenigen? Von der ganzen gewaltigen Größe dieses Kaisers Diokletian, der sich so gerne, an die Macht Jupiters erinnernd, den Jovius nannte, was blieb von ihm? Seine ganze machtvolle Gedankenwelt lebt nur mehr in den Steinen seines Palastes zu Spalato weiter, welche die Jahrhunderte überdauerten. Er wußte es, dieser tatenheiße Denker, der Wille zur Macht zerschelle an den ehernen Felsen der Zeit. Aber die Steine, die festgefügten, sie allein wird noch das Blau fernster Tage umfluten. Die frohe, starke Gegenwart ist der Vandale, der keine Größe der Vergangenheit kennt.

Solche Gedanken und Empfindungen stürzten durch die Seele des Mannes, der hier schauend und betrachtend zwischen den Trümmern ging. Er war ganz allein. Er wollte sich von der Stimmung, die ihn erfüllte, nicht losreißen und so setzte er sich auf einen Stein, in die wunderschöne Landschaft hinausblickend. Die stille, alles besiegende Schönheit dieser Welt, die wie ein Ewiges über dem Schicksal des Daseins ruhte, sie breitete auch über seine Gedanken den milden Glanz traumversunkener Stimmung. Gegenwart und Vergangenheit standen hier einander nahe und es war ihm, als ob hier die Vergangenheit länger gezögert hätte, zu scheiden, als anderswo. Da trat auch seine eigene Vergangenheit leise an ihn heran. Immer heller wurde ihr Blick, immer goldener ihr Gewand, bis sie auf einmal in der ganzen Schönheit der Jugend vor ihm dastand.

Was war ihm denn heute geschehen? Es war etwas so Wunderbares, wie es nur in den Märchen vorzukommen pflegt und wie es doch der größte Dichter der Welt, das schöne, ewiggestaltende, geheimnisvolle Leben, täglich neu erfindet.

Es war im Museum zu Spalato. Er hatte eben eine lateinische, zum Teil verstümmelte Inschrift eines alten Grabsteines gelesen, der von Salona hiehergebracht worden war. Diese Inschrift hatte ihn so tief bewegt, daß er sie in sein Notizbuch niederschrieb. Sie lautete, so weit er sie für den Augenblick entziffern konnte, ungefähr so: „Wer immer du seist, der hier vorüberkommt, betrachte dieses Grabmal! Bleib, ich bitte dich, ein wenig stehen und lies mein Schicksal: Die Mutter hat mich aus ihrem Schoße geboren und hat mich genährt, sie übergab mir die Mühsal, die Hoffnung und Freude ihres eigenen Daseins. Hier lieg ich nun, ein armseliges Häufchen

Asche und verloschener Funke. Vorüber ist alle Not und alle Süßigkeit des Lebens . . . Rufus." Der letzte Satz enthielt nur mehr Teile von Wörtern. Aber in der tiefen Ergriffenheit, in die ihn diese Klage über das Schicksal alles Lebens versetzte, fühlte er den von der Zeit vernichteten Schluß der Grabschrift nach. In dem schmerzlichen Gedanken dieser Worte versanken ihm die Jahrhunderte, vor denen der Meißel sie in den Stein gegraben hatte. Jene Menschen vergangener Epochen, in deren Seele wir uns so schwer hineinversetzen können, sie trugen dasselbe Schicksal wie wir, sie fanden dasselbe Wort wie wir für ihr Leid, das keine Vergangenheit kennt.

Als er die Abschrift fertig hatte und eben das Museum verließ, begegnete ihm beim Eingange eine Gesellschaft neuer Besucher. Er warf einen flüchtigen Blick auf sie. Schon war er beinahe vorübergegangen, als ihn der Ton einer Frauenstimme traf, ein Klang, der einstmals vor Jahren Tag und Nacht in ihm geklungen hatte und der seit langem ungehört doch immer noch in der Tiefe seiner Seele leise weitertönte. Rasch wandte er sich um und vor Freude erschrak er bis in sein Innerstes. Er hatte sich nicht getäuscht. Er hatte sie sofort erkannt, obwohl zehn Jahre seit jenem Tage verflossen waren, als er sie zum letztenmal gesehen hatte. Sollte er sie begrüßen? Aber die Gesellschaft war bereits in das Museum eingetreten. Hatte sie ihn erkannt? Vielleicht. Denn es war ihm, als ob sie sofort zu sprechen aufgehört hätte, als er sich nach ihr umwendete.

Aufgeregt von dem Wiedersehen begab er sich, wie in einen Traum eingesponnen, in sein Absteigequartier. Er fühlte es, wie eine alte Wunde, die längst vernarbt schien, auf einmal wieder leise zu bluten begann. Er setzte sich ans Fenster, und lange schaute er bald sinnend, bald in Erwartung, sie vielleicht noch einmal zu sehen, auf den Platz hinunter. Und seine Hoffnung erfüllte sich. Langsam, hie und da eine Auslage betrachtend, kam sie aus einer schmalen, in den Platz einmündenden Gasse heraus. Sie war allein. Dann verschwand sie in demselben Gasthofe, in dem er wohnte. Sollte er sie aufsuchen? Sollte er Blumen auf ihr Zimmer schicken, damit diese ihren Raum mit jenen zarten, feinen, aus der tiefsten Seele aufsteigenden Worten durchdufteten, die sich nur fühlen, nicht sagen lassen? Mit jenen Worten, für die selbst der zarte Klang ein zu derber Stoff ist und deren Schönheit und Kraft verblaßt, wenn sie

aus dem Herzen über die Lippen ins laute Leben schreiten? Aber er hatte kein Recht, das eine oder das andere zu tun. „Es tut mir aufrichtig leid, Ihre Gefühle nicht erwidern zu können." Das waren damals ihre Worte, als er im Taumel seiner Leidenschaft ihr sein Innerstes enthüllte. Diese Worte hörte er jetzt wieder und immer lauter und lauter schrien sie in ihm auf, wenn seine neuerwachte Sehnsucht ihn zu einem Schritte bewegen wollte. Hatte er nicht alles in sich niedergerungen und war er nicht auch innerlich ein starker Mann geworden, der das Leid zu tragen wußte? Was vorüber ist, ist vorüber! Die Träume vergangener Tage, die kommen nicht wieder! Sie sind tot wie jene Stunden, in deren Abendglut sie versanken. Und die Toten kommen nicht wieder.

Als er dann nach Salona hinausgewandert war, da überflutete die Schönheit und Kraft der Gegenwart alles Vergangene. Aber in dieser seligen, trunkenen Stimmung, die ihn erfüllte, tönte immer und immer die ganze herrliche Welt leise mit, die in dem Klange jener Frauenstimme eingeschlossen war. In diesem Klange lagen die Träume seiner Jugend, das Glück seiner Sehnsucht, die Schönheit des Daseins, die Qual seiner bittersten Stunden. Und als er jetzt auf dem Steine saß, hinausblickend auf die sonnige Bucht und als jetzt das Glück der Gegenwart über die versunkene Welt vergangener Tage, die in Trümmern vor ihm lag, aufjubeln wollte, da war auch seine Vergangenheit leise zu ihm hingetreten, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und ihm gesagt, daß es Gedanken vergangener Tage gebe, über die keine Gegenwart triumphiere. Wie drüben in Spalato die Steine des Diokletianischen Palastes die kühnen Gedanken ihres Schöpfers für immer auf das blaue Meer hier hinausschauen lassen, so senkt sich aus den Gedanken, Träumen und Leiden vergangener Tage Stein um Stein in unsere Seele hinunter, den Bau unseres inneren Schicksals gestaltend, der nicht eher zusammenstürzt, bis wir selbst in den Abgrund versinken. „Die Mutter hat mich aus ihrem Schoße geboren und hat mich genährt, sie übergab mir die Mühsal, die Hoffnung und Freude ihres eigenen Daseins. — Vorüber ist alle Not und alle Süßigkeit des Lebens — Rufus." Er hatte sein Notizbüchlein herausgezogen und diese Worte wieder gelesen. Und er las sie noch einmal.

Wie eine Glocke mit demselben Klange auf und niederschwingend durch eine Landschaft tönt und der Stille dahinträumender Natur eine geheimnisvolle Stimme verleiht, so hallten diese Worte

der Inschrift immer wieder durch die Seele des Mannes, mit ihrem Klange über die Welt seiner Empfindungen leise hinschwebend. Sie tauchten alles, was Schönes vor ihm blühte, was Großes durch seine Seele ging, in ihren geheimnisvollen, schwermütigen Klang.

Da hörte er auf einmal Schritte in seiner Nähe. Er wandte sich um und die Gestalt seiner Jugendträume stand vor ihm. Sie hatte ihn bemerkt, hielt einen Augenblick inne, dann aber trat sie zu ihm heran und lächelnd sagte sie: „So weit muß man reisen, um seine Freunde wiederzusehen? Wenn Sie Ihre alte Freundin nicht ganz vergessen haben, so sage ich Ihnen ein herzliches Grüß Gott!“

Sie reichte ihm ihre Hand hin. „Ich gehöre nicht zu denen, die so leicht vergessen,“ erwiderte er. „Es könnte mir hier auf diesem schönen Fleck Erde nichts Lieberes geschehen sein, als daß ich Sie hier nach so vielen Jahren wiedersehe.“

„Wollen Sie noch hier bleiben, Herr Professor, so möchte ich mich da auch ein wenig niederlassen. Sie haben ja ein reizendes Plätzchen sich ausgesucht. Sehen Sie nur das wunderbare Blau des Meeres! Ich kann mich nicht sattsehen daran! Aber vielleicht störe ich Sie in Ihren Gedanken. Sie haben ja da Ihr Notizbuch in der Hand und wollen vielleicht schreiben. Nicht?“

„Nein. Erstens hatte ich die Absicht, noch eine Weile hier sitzen zu bleiben“ — und zweitens, wollte er sagen, verbesserte sich aber und fuhr fort: „Was das Notizbuch anbelangt, so las ich eine Grabschrift durch, die ich mir im Museum drinnen abgeschrieben habe. Sie ist von einer rührenden Schönheit. Wollen Sie sie hören?“

„Sehr gerne.“

Er las ihr die Inschrift in Übersetzung vor. „Ist sie nicht ergreifend?“ fragte er sie.

Sie nickte bejahend. „Diese Worte sind der Inhalt eines ganzen Lebens,“ erwiderte sie.

„Ich möchte sagen, der Inhalt d e s ganzen Lebens.“ —

„Eigentlich ja. Aber es sind doch nur Worte, die man am letzten Tage spricht.“

„Wer solche Worte spricht, hat mehr als einen letzten Tag. Wenn wir ein Glück für immer von uns scheiden sehen, wenn wir unsere Träume nicht mehr weiterdenken dürfen, dann beginnen wir das Leben der letzten Tage. Dann tönt der Klang dieser Worte

über alle unsere Gedanken, sie sind in uns für immer, wenn sie auch niemals über unsere Lippen kämen."

„Das ist sehr traurig, was Sie da sagen."

Sie schwiegen einen Augenblick. Ihm kam es wie ein Traum vor, wieder wie einstmals neben diesem für ihn längst verlorenen Wesen zu sitzen. Die zarte Schönheit ihrer Jugend war dahin. Das Rosenknospige ihrer anmutsvollen Gestalt, das ihn einst so bezaubert hatte, war nicht mehr vorhanden. Ihr Gesicht war voller geworden und die sanften Züge der Jugend hatten herbere, ausdrucksreichere Linien angenommen. Eine neue, feinere Schönheit, die das Leben einer geistig regen Seele wiederspiegelte, leuchtete über diesem Antlitze. Wenn er sich in den Jahren her einredete, daß er seine Liebe niedergerungen hätte, daß von dieser Liebe nichts mehr in ihm träume, jetzt fühlte er die ganze Bitternis dieser Selbsttäuschung. Was zog ihn zu diesem Wesen? War nicht die Welt so herrlich weit vor ihm aufgetan, und war diese Welt nicht übervoll von dem Glücke der Liebe, wenn er es nur in sein Herz hineinströmen lassen wollte? Er war zu alt, daß er das nicht gewußt hätte. Aber seine Seele war noch immer zu frühlingshaft, und zu treu den Träumen seiner Jugend, als daß sie nach dem Glücke hätte greifen können, wo immer es sich ihm entgegenwarf. Und diese neuerwachte Sehnsucht wollte er besser hüten als in jenen Tagen, da seine Empfindungen über ihn wie Wellen zusammenschlugen. Er wollte sie still und heimlich in seinem Innern brennen lassen, damit sie nicht wieder die Flut des versagenden Lebens verlösche. Schweigen, das ist die Kunst des Glückes, die man nur zu spät erlernt.

Nach dem kurzen Augenblicke des Schweigens trafen sich ihre Blicke. Sie sahen sich in die Augen mit jenem Blicke, der in die Tiefen der Seele dringt. Nach solchem Blicke stürzen entweder die Seelen mit der elementaren Gewalt des Schicksals ineinander, die ganze Welt vergessend, oder es folgen die verstellenden Worte der Lüge, wo die Gedanken sich in ihre geheimsten Schlupfwinkel verbergen und die Sprache zum dichten Schleier der Seele wird.

„Wir haben uns heute schon gesehen," sagte sie. „Ich habe Sie sofort erkannt."

„Ja. Auch ich habe Sie sofort erkannt. Sind Sie in Gesellschaft hier oder — mit Ihrer Familie?"

„Mit meiner Familie?“ Sie lachte herzlich auf. „Sie glauben wohl mit meinem Manne und meinen Kindern? Nein. So weit bin ich noch nicht. Ich habe keine Familie. Niemanden. Ich bin für mich ganz allein auf der Welt. Es ist nicht das Schlimmste.

„Ihre Mutter lebt nicht mehr?“

„Nein, Sie wissen ja, sie war immer kränklich. Es sind nun schon sieben Jahre, daß ich die Arme verlor. Und Sie?“

„Mir geht es so wie Ihnen, Fräulein Hedwig. Ich lebe recht einsam in der Provinz —“

„Ja, ich weiß, in Linz. Ein Bekannter erzählte mir einmal von Ihnen. — Warum haben Sie nicht geheiratet? Sie sind ja schwerer zu fangen als der weiße Elefant! In der Provinz leben und nicht eingefangen werden, wo alle Mütter nach so einem armen gescheiten Professor fahnden, das ist ja unglaublich!“

Er lachte mit ihr. „Sind Sie noch immer so lustig?“

„Nicht immer. Aber ganz habe ich das Lachen doch noch nicht verlernt. Also, warum heirateten Sie nicht?“

Er sah sie einen Augenblick an. Er hätte gerne gelogen, aber es wollte ihm die Lüge nicht über die Lippen kommen. Und mit leiserer Stimme antwortete er: „Wenn jemand danach fragen könnte, Sie sollten es am wenigsten.“

Da ging ihr Auge über sein abgewendetes Antlitz, als ob sie tief verwundert wäre. Hätte er ihren Blick gesehen, es hätte ihm das Aufflammen ihrer schönen braunen Augen nicht entgehen können. Dann sagte sie: „Man vergißt viel im Leben und man vergißt es leicht.“

„Ich gehöre leider nicht zu denen, die leicht vergessen.“ —

„Wenn man gesunden will, muß man das Vergessen lernen. Lieber Herr Professor, was sind Sie für ein seltener Mensch! Sie stehen ja ganz außer aller Erfahrung. Ich weiß, die Männer, welche lieben, was man so lieben nennt, setzen die ganze Hoffnung ihres Glückes auf den Besitz eines einzigen Wesens. Gut, es kommt zur Heirat. Nach einigen Jahren, wenn es so lange dauert, ist das einzige Wesen gar nicht mehr so einzig. Der Mann findet, daß es sich ebensogut mit einer andern Frau hätte leben lassen. Kommt es aber nicht zur Heirat und nimmt er schließlich eine andere, nennen Sie mir den Mann, der nicht am Ende immer gefunden hätte, daß es für ihn gut war, von dem einzigen Wesen auf bequeme Weise losgekommen zu sein.“

„Sind Sie überzeugt, daß diese Ansicht allgemeine Gültigkeit hat?"

Sie lächelte, und während sie mit der Spitze ihres Schirmes einen Bogen in den Sand zeichnete, sagte sie: „Sie wissen ja, diejenigen, mit denen man gerade spricht, sind immer die unangreifbaren Ideale."

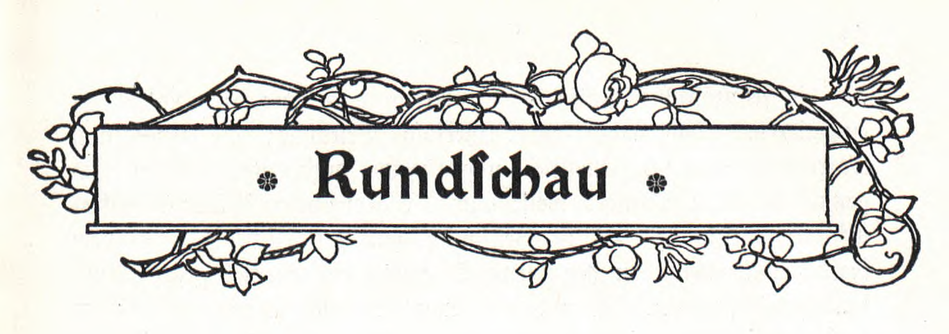
„Sie scherzen. Fräulein, ein seltsamer Zufall, wenn Sie es so nennen wollen, hat uns wieder nach langen Jahren zusammengeführt. Ich für meine Person sehe darin allerdings keinen Zufall. Im Schicksale des Einzelnen greifen die Erlebnisse in so wunderbarer Weise ineinander, daß sie eine geheimnisvoll gefügte Kette bilden. Es gibt keine Sehnsucht, der nicht Erfüllung wird, wenn sie nicht selber müde geworden ist. Was wir an Schönheit des Lebens gewinnen, verdanken wir ihr allein. Aber in dem Augenblicke, da uns die Erfüllung gegeben wird, beginnt die Tragik der Sehnsucht. Sie liegt darin, daß wir die großen, schönen und herrlichen Augenblicke unseres Lebens, worin wir auf der Höhe unserer Empfindungsgewalt stehen, als etwas Dauerndes festhalten möchten, während auch diese Augenblicke dem allgemeinen Gesetze des individuellen Absterbens und Vergehens unterworfen sind. Wer nicht die Philosophie der Resignation erringen kann, der geht in dieser Sehnsucht zu Grunde. Man ist nie glücklicher, als wenn man mit blutendem Herzen von seinem Glücke scheidet. Sehen Sie die hübsche Eidechse dort? Sie freut sich des göttlichen Sonnenlichtes. Das ganze Leben der weiten Welt wäre etwas unfaßbar Ungeteiltes, das in unendlicher Stille seiner selbst genießen müßte, wenn es sich nicht in Augenblicke aufteilte, deren sich das Einzelne erfreut. Diese Eidechse dort, hat sie nicht Teil an der großen Ewigkeit der Welt? Und wie könnte sie sich derselben anders erfreuen, als daß auch für sie der holde Augenblick eines schönen Daseins aufleuchtet. Ihr Glück ist die Sonne und unser Glück ist die Liebe. Hier unter den Trümmern einer stolzen Vergangenheit leuchtet auch uns der schöne Augenblick. In der Weltgeschichte war nicht nur der Tag, da der starke Kaiser Diokletian sich hieher nach Salona zurückzog, sondern auch der Tag, an dem wir hier uns wiedersehen sollten."

Er hatte diese Worte bald zögernd, bald in lebhafterem Flusse der Rede hingesprochen und ihr war es, als ob sie mehr dem leisen Gange von Gedanken und Empfindungen, wie sie in der Seele aufstiegen, lauschte, als dem Klange gesprochener Worte. Noch

ehe sie in ihrer tiefen Bewegung, die ihr seine Rede verursachte, antworten konnte, fuhr er fort: „Fräulein Hedwig, meine Sehnsucht ist nicht müde geworden und ich habe seit jenem Tage, da ich von Ihnen schied, keinen schöneren Augenblick gehabt als den jetzigen. Aber wie jedes Glück trägt auch er seine schmerzende Wunde an sich. Ich möchte ihn festhalten für alle kommenden Tage des Lebens.“ Er griff nach ihrer Hand und sie zog sie nicht zurück. „Ich hätte schweigen sollen, ich wollte es. Was habe ich getan! Verzeihen Sie mir! Aber ich lebe nicht mehr in den Träumen der Jugend. Und wenn man das Leben wie Wasser in der Hand verrinnen spürt, muß man da nicht nach dem Glücke greifen, wenn man es nahe fühlt? Aber ich will stark sein und endlich vergessen lernen. Sie sagten ja, man müsse es lernen.“

(Fortsetzung folgt.)





Weltpolitik.

Herr Theophil Delcassé ist eine Art französischer Welsersheimb. In dem Wechsel ministerieller Erscheinungen in Frankreich bildete er seit einem Jahrzehnt den festen Punkt. 1894 Kolonialminister und 1898 im Kabinett Brisson Minister des Auswärtigen, überdauerte er in dieser Stellung die Kabinette Brisson Dupuy, Waldeck-Rousseau und Combes. Seines Zeichens Journalist hatte er sich frühzeitig dem Studium kolonialer Fragen zugewandt, ohne sich indessen von der unter den französischen Staatsmännern immer noch traditionellen Auffassung des Frankfurter Friedens als einer Episode befreien zu können. Delcassé war viel zu klug, um nicht zu erkennen, daß die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens nicht von heute auf morgen zu bewerkstelligen sei, sondern von dem Zusammentreffen einer Reihe von Voraussetzungen abhänge; allein während er eine höchst aktive Kolonialpolitik einschlug, hörte er nicht auf, an der Schaffung jener Voraussetzungen zu arbeiten. Das zersplitterte seine Kraft und verdarb schließlich seine besten Pläne. Delcassé hatte als ein in der öffentlichen Meinung Frankreichs geheiligtes Erbe das Bündnis mit Rußland übernommen. Ob er mit dem Herzen dabei war, steht dahin, zunächst suchte er es im Interesse seiner kolonialen Entwürfe zu benützen, indem er auf den russisch-englischen Gegensatz rechnend, England in Afrika gegenüberzutreten suchte; allein das Glück streifte ihn wohl, er vermochte es aber nicht festzuhalten. Die Früchte des kühnen Zuges Marchands nach Faschoda reiften nicht und Frankreich mußte zu Gunsten Englands auf Faschoda verzichten, zumal da Rußland, von Delcassé überrumpelt, keine Lust bezeugte, sich in diesem Falle

für die französischen Interessen in Afrika auch nur diplomatisch zu engagieren. Das war ein Mißerfolg Delcassés; die Expedition Marchands war diplomatisch ungenügend vorbereitet worden und genau denselben Mangel weist auch die Konzeption seiner marokkanischen Politik auf. Es ist menschlich ganz erklärlich, daß seit dem Faschoda-Abenteuer in der Brust Delcassés ein Stachel gegen Rußland zurückgeblieben war und das macht es auch begreiflich, daß, so hoch auch in Frankreich der Unmut gegen England aufbrauste, Delcassé dieser Stimmung nicht nachgab, sondern unverweilt eine Annäherung an England vorbereitete.

Bisher war in der französisch-russischen Entente Frankreich der gebende und Rußland der empfangende, gleichwohl aber auch der diktierende Teil gewesen. Durch die Annäherung an England hoffte Delcassé sich aus der freundschaftlichen Umklammerung Rußlands zu befreien und zum herrschenden Partner in der Entente zu werden. Natürlich schlug bei dieser Kopierung der Politik der zwei Eisen im Feuer auch die Revancheidee hinein, meinte doch Delcassé, durch das Einvernehmen von zwei der drei großen europäischen Kolonialmächte, die dritte, Deutschland, isolieren zu können. Dabei darf nicht vergessen werden, daß ganz in Übereinstimmung mit der leitenden Idee Delcassés der französische Botschafter in Konstantinopel, Constans, durch eine dem russischen Verlangen nach Ruhe auf der Balkanhalbinsel entgegengesetzte Politik, Rußland im Orient zu beschäftigen und seine diplomatische Stellung zu schwächen suchte, während der französische Botschafter in Rom, Barrère, den König von Italien zu einer den Dreibund sprengenden Politik der Abenteuer zu verleiten suchte. Das mißlang nun allerdings, allein in der Hauptsache schien Delcassé sein Ziel erreichen zu sollen, denn am 8. April 1904 kam zwischen England und Frankreich ein Kolonialvertrag zu stande, in dem Frankreich seinen Widerstand gegen England in Ägypten aufgab, England dagegen Marokko in die Interessensphäre Frankreichs fallen ließ. England war so vorsichtig, den auf Ägypten bezüglichen Passus des Vertrages rechtzeitig und in aller Form Deutschland zur Kenntnis zu bringen, das dann auch sofort zustimmte: Frankreich unterließ es jedoch, ein Gleiches zu tun und Delcassé beschränkte sich darauf, dem deutschen Botschafter, Fürsten Radelin, gegenüber en passant von dem mit England geschlossenen Marokkoabkommen zu erwähnen. Wenn Delcassé sich später darauf berief, um nachzuweisen, daß Deutschland rechtzeitig unterrichtet worden sei und er nie daran gedacht habe, die

Transaktion zu verheimlichen, so muß daran erinnert werden, daß, wie Graf Boni Castellane unwidersprochen in der französischen Kammer erklärte, Delcassé bereits im Jahre 1902 mit Spanien einen geheimen Teilungsvertrag betreffend Marokko abgeschlossen hatte, der nur infolge des vorzeitigen Sturzes des Kabinetts Sagasta hinfällig wurde. Delcassé glaubte also alle Ursache zu haben, den französisch-spanischen Vertrag geheimzuhalten, weil er den Beschlüssen der Madrider Marokkokonferenz vom Jahre 1890, die den Angehörigen aller europäischen Mächte in Marokko die gleiche konfessionelle und wirtschaftliche Freiheit sichert, zuwiderlief. Dasselbe gilt aber auch von dem französisch-englischen Vertrage, der zwar formell die Handelsfreiheit in Marokko anerkennt, sie aber faktisch beseitigt, indem er ihre Einschränkung in das Belieben der beiden vertragschließenden Mächte stellt. Damit würden, wie leicht zu ersehen, alle übrigen Mächte in der Marokkofrage einfach ausgeschaltet und ihre auf der Madrider Konferenz vereinbarten Rechte beseitigt werden. Überdies sollte sich bereits jetzt die „feindliche Durchdringung" Marokkos durch Frankreich darin bekunden, daß die innere Verwaltung des Landes durch Frankreich kontrolliert und Eisenbahn- und Bergbaukonzessionen nur an Franzosen vergeben werden sollten, was bei dem großen Mineralreichtum des Landes von besonderer Wichtigkeit wäre. Deutschland konnte sich eine solche Ignorierung seiner Interessen — es steht mit seinem Handel mit Marokko an zweiter Stelle, nämlich hinter England und vor Frankreich — natürlich nicht gefallen lassen und der deutsche Reichskanzler Graf Bülow machte wiederholt Delcassé in aller Freundschaft auf das Unzukömmliche eines solchen, die Beschlüsse der Madrider Konferenz verletzenden Sonderabkommens, aufmerksam, ohne jedoch damit Erfolg zu haben. Delcassé stellte sich taub und wollte damit offenbar Deutschland ermüden. In Berlin fand man es jedoch ennuyant, zu warten, bis Delcassé den Mund auftun werde. Nachdem die deutsche Reichsregierung wiederholt erklärt hatte, daß sie das ihr amtlich gar nicht kundgegebene Marokkoabkommen nicht anerkennen könne und auf dem Standpunkte der Beschlüsse der Madrider Konferenz stehe, lief der deutsche Kaiser gelegentlich seiner Mittelmeerreise Tanger an und erklärte, von den dort lebenden Deutschen und Spaniern sowie von dem Oheime des Sultans aufs festlichste empfangen, daß dem souveränen Charakter des Sultanats entsprechend der Handel in Marokko in allem Belangen frei sein und frei bleiben müsse.

Die Politik Delcassés war damit zusammengebrochen und die französischen Parteien waren einsichtsvoll genug, diesen Mißerfolg Delcassé und nicht Deutschland zuzuschreiben. Daß dabei auch die innerpolitischen Verhältnisse Frankreichs in Betracht kamen, vor allem das Bemühen der radikalen Parteien, Delcassé wegen seiner unklaren Haltung in der kirchenpolitischen Frage zu beseitigen, soll nicht bestritten werden; jedenfalls wird aber der Marokkokonflikt eine friedliche Lösung finden, und zwar im Sinne der von Deutschland vertretenen Freiheit des Verkehres. Das hindert aber nicht, daß das Prestige Frankreichs in internationaler Beziehung eine neuerliche, bedeutende Erschütterung erfahren hat. Sicher hat Delcassé seinen Anteil daran, allein man darf doch nicht vergessen, daß die französischen Parteien, die heute die Rache des Himmels auf ihn herabbeschwören, seine Politik in ihren Grundzügen gebilligt und unterstützt haben. Es steht außer Zweifel, daß Delcassés Politik daran scheitert, weil er auf Hintertreppen zum Ziele zu gelangen suchte, allein ist das ausschließlich seine Schuld? Kaum; die internationale Machtstellung der dritten Republik ist eben nicht mehr derart, daß Frankreich auf geradem Wege seine Aspirationen geltend zu machen vermag; das ist die Ursache der diplomatischen Mißerfolge Frankreichs in den letzten Jahren; seine Machtmittel entsprechen nicht mehr der Bedeutung seiner Pläne; daher auch seine Verbindung mit dem politisch unzuverlässigsten Faktor in Europa, mit England, das, man mag die Sache betrachten, wie man will, den französischen Freund auch diesmal gehörig „hineingelegt“ hat. Bei der außerordentlichen Disziplin der englischen Presse ist es selbstverständlich, daß sie gerade in dem Augenblicke, wo Frankreich der Preis für seine Zugeständnisse an England in Ägypten aus der Hand schlüpft, von Freundschaft gegenüber Frankreich geradezu überfließt und nicht müde wird zu versichern, daß nur die Dazwischenkunft des bösen Deutschland das Geschäft für Frankreich verdorben habe; allein es liegen die Beweise dafür bereits vor, daß England bewußt Herrn Delcassé in der Täuschung erhielt, in der er befangen war, daß England sich bewußt von Frankreich einen Preis für ein wertloses Stück Papier zahlen ließ.

Während Delcassé glaubte, daß durch den französisch-englischen Vertrag alle Welt gebunden sei, nahm im englischen Unterhause nach dem Besuche des deutschen Kaisers in Tanger der Unterstaatssekretär Earl of Percy keinen Anstand zu erklären, daß durch den Vertrag nur Frankreich und England gebunden seien, also auch der Sultan

von Marokko an der Konvention nicht beteiligt sei, mithin das Recht habe, jeder beliebigen Macht in Marokko Handelsvorteile zu gewähren. — England wußte also von vornherein, daß der auf Marokko bezügliche Teil seines Abkommens mit Frankreich Makulatur bleiben werde und so ist es England, das an dem Echec Frankreichs wesentlich mitschuldig ist. Für die weitere Gestaltung der französisch-englischen Beziehungen kann das nicht ohne Bedeutung bleiben. Vorläufig zeigt sich der Abbruch, den das Prestige der Republik erlitten hat, in einer Stärkung des Dreibundes, bezw. in einer Besserung der Beziehungen zwischen Italien und Österreich-Ungarn.

Der Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Könige Viktor Emanuel in Neapel folgte Ende April die Zusammenkunft des Grafen Goluchowski mit dem italienischen Minister des Äußern, Tittoni, in Venedig. Graf Goluchowski soll sehr befriedigt nach Wien zurückgekehrt sein und man hört, daß sich zwischen den beiden leitenden Ministern hinsichtlich der Balkanfrage völlige Übereinstimmung in dem Sinne ergeben habe, daß das Mandat Österreich-Ungarns und Rußlands, betreffend die Reformen in Mazedonien, verlängert und nunmehr die Finanzverwaltung Mazedoniens von der der Türkei getrennt werde, so daß dieser nur ein bestimmter Teilbetrag aus den mazedonischen Einkünften jährlich zugewiesen würde. Diese Übereinstimmung der beiden leitenden Minister ist mit Befriedigung zu begrüßen; sie beweist, daß das gegenwärtige italienische Kabinett nicht gesonnen ist, in der auswärtigen Politik von dem Kurse Giolittis abzuweichen. Dieser Entschluß mag ihm um so weniger schwer gefallen sein, als England, von dem die chauvinistischen Italiener eine Unterstützung ihrer albanesischen Pläne erhofften, sich in der Marokkosache als ein durchaus unaufrichtiger Freund erwiesen hat, auf den kein Verlaß ist, von Frankreich aber, nach der empfindlichen Niederlage Delcassés, Italien ebenfalls keine Förderung einer offensiven Politik auf der Balkanhalbinsel erwarten kann, während Deutschland wohl auch Italien gegenüber kaum mit seiner Meinung zurückgehalten hat, daß es der konservativen Politik Österreich-Ungarns und Rußlands in der Balkanfrage rückhaltslos beipflichte und ihre Störung nicht wünsche. Eine solche wäre allerdings gerade in dem gegenwärtigen Augenblick, wo auf Kreta ein neuer Aufstand ausgebrochen ist, nicht ungefährlich. Die Kreter sind mit ihrer 1897 erreichten Autonomie unter der Oberhoheit des Sultans nicht zufrieden und fordern den staatsrechtlichen Anschluß an Griechenland. Würden die Schutzmächte der Insel, Ruß-

land, England, Frankreich und Italien, diesem Verlangen nachgeben, so könnte den Mazedoniern kaum ein gleiches vorenthalten werden. Es war darum von Italien sehr vernünftig, sich in dieser Beziehung ganz auf die Seite Rußlands zu stellen und dadurch auch die andern beiden Mächte zu bestimmen, mit Entschiedenheit die Forderungen der Aufständischen auf Kreta zurückzuweisen. Italien hat sich damit vollständig dem Konzerte Österreich-Ungarns und Rußlands angeschlossen und es ist unter diesen Umständen erklärlich, daß bald nach der Ministerzusammenkunft das Gerücht auftauchte, Kaiser Franz Josef rüste sich zu einem Besuche am italienischen Hofe. Die Nachricht entsprach nicht den Tatsachen, allein ihr Auftauchen war bezeichnend für die allgemeine Empfindung, daß in den österreichisch-italienischen Beziehungen eine entschiedene Besserung eingetreten sei. Nach dem Stand der Dinge seien in der Tat grundsätzliche Interessengegensätze zwischen den beiden Reichen nicht mehr zu entdecken. Wenn von einem Antagonismus gesprochen werden kann, so beruht er lediglich auf Stimmungen, denen allerdings so lange eine gewisse Bedeutung zugesprochen werden muß, als sie nicht in der Herstellung intimer persönlicher Beziehungen zwischen den beiden Höfen ein wirksames Gegengewicht finden. Diese Beziehungen würden aber zweifelsohne geschaffen werden, wenn ein persönlicher Kontakt zwischen den beiden Monarchen hergestellt werden wird. Daß Kaiser Franz Josef bei seinem hohen Alter jetzt sich noch zu einer Auslandsreise entschließen sollte, nachdem er seinerzeit die Reise nach England aufgegeben hat, ist wohl ausgeschlossen, allein man spricht davon, daß in seiner Vertretung sich im Herbste ein Erzherzog nach Italien begeben werde, um dem italienischen Hofe den schon längst erwarteten Besuch abzustatten. Welche Schwierigkeiten dem gegenüberstehen, besonders nachdem Rom als das Reiseziel genannt wird, bedarf bei der bekannten Auffassung der Dinge im Vatikan keiner näheren Ausführung; es ist auch unwahrscheinlich, daß die Idee bereits in den Kreis ernster Erwägungen getreten ist, allein es wäre ein Glück für beide Reiche, wenn eine befriedigende Lösung in dieser Frage gefunden werden könnte und man darf von dem gegenwärtigen Papste wohl annehmen, daß er in seiner modernen praktischen Auffassung der Dinge gerne bereit sein würde, einen Zustand mitschaffen zu helfen, in dem das Gewicht persönlicher freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem Erzhause und der italienischen Königsfamilie die irredentistische Strömung und das durch sie auf der andern Seite hervorgerufene Mißtrauen nicht mehr

zur Entfaltung kommen lassen würde. Die Besserung der österreichisch-italienischen Beziehungen bildet ein umso erfreulicheres Moment, als die letzte Niederlage Rußlands in der Koreastraße naturgemäß auch seinen auf die Erhaltung des Friedens auf der Balkanhalbinsel abzielenden Einfluß schwächen muß. Ob die Seeschlacht bei Tsuschima, in der dem Gefechtswerte nach zwei Drittel der russischen Flotte zu Grunde gingen, den Frieden bringen oder Rußland zu neuen Anstrengungen in dem Landkriege veranlassen wird, läßt sich heute noch nicht absehen. Vorerst wird man abwarten müssen, ob ein erheblicher Teil der russischen Flotte Wladiwostok erreicht und damit wenigstens diesen Stützpunkt der russischen Landarmee gesichert hat.

Julius Patzelt.



Zu beiden Seiten der Leitha.

Die strenge Diät unter dem letzten Kabinett hat Parteien und Abgeordnete in eine die Herstellung des parlamentarischen Friedens günstigere Stimmung versetzt. Zwischenfälle, die sonst als casus belli betrachtet wurden, werden ruhigen Bluts erörtert und alles aufgeboten, um die Arbeitsfähigkeit des Abgeordnetenhauses zu sichern. Es soll nicht übersehen werden, daß diese Arbeitsfähigkeit sehr wesentlich mit durch die Aussicht auf eine Umformung des gegenwärtigen Kabinetts hervorgerufen worden ist, bei der vier oder fünf Parlamentarier mit Portefeuilles bedacht werden sollen. Diese Erscheinung ist durchaus menschlich, kommt aber schließlich nicht in Betracht, wenn nur das Ziel erreicht wird: die Leistungsfähigkeit des Abgeordnetenhauses für die Herbstmonate, wo außer den Handelsverträgen auch die Neuregelung der Beziehungen zu Ungarn zur Erledigung gelangen soll.

Im Abgeordnetenhause selbst ist noch keine ernste Probe auf seine Arbeitsfähigkeit gemacht worden; die ersten Versuche sollen im böhmischen Landtage gemacht werden. Sein eigentliches Programm für die Maisaison ist nur klein, es umfaßt das Budgetprovisorium und Notstandsangelegenheiten; allein wie verlautet sollen auch ein Kuriengesetz und eine Wahlreformvorlage eingebracht werden, welche beiden Entwürfe eine Fortsetzung der seinerzeit in Angriff genommenen, durch die Zwischenerklärung der alttschechischen Partei aber unterbrochenen deutsch-tschechischen Ausgleichsaktion darstellen würden. Ob es damit Ernst wird, wird sich erst im Spätherbste zeigen, wo der

böhmische Landtag zu einer längeren Tagung zusammentreten soll; vorläufig handelt es sich nur um die Dokumentierung des ernsten Willens der Regierung, die Ausgleichsaktion fortzusetzen, womit für Deutsche und Tschechen in Böhmen die Grundlage für eine Annäherung gegeben wäre, die im Reichsrate ein Zusammenwirken deutscher und tschechischer Parteien ermöglichen soll.

Man spricht bereits von einer Koalitionsmehrheit und einem Koalitionsministerium. Welche Schwierigkeiten der Verwirklichung solcher Pläne entgegenstehen, liegt auf der Hand, allein sie erscheinen, nach einem Zwischenfall aus der letzten Zeit zu urteilen, nicht als unüberwindlich. Auf beiden Seiten rief es kürzlich große Erregung hervor, als der oberste Verwaltungsgerichtshof und das Reichsgericht entschieden, daß von den autonomen Behörden in Böhmen Eingaben in jeder der beiden Landessprachen entgegengenommen und erledigt werden müssen, und als die deutschböhmischen Abgeordneten, die auch Grund zu haben glaubten, über das Anwachsen der tschechischen Beamtenschaft zu klagen, einen geharnischten Protest gegen diese Entscheidungen erließen. — Im ersten Augenblicke wähnte man durch diesen Zwischenfall das zarte Gewebe der deutsch-tschechischen Annäherung bereits zerrissen, allein es zeigte sich bald, daß es unversehrt geblieben war. Außer dem Streben der parlamentarischen Führer, zur Macht zu gelangen und zu diesem Zwecke alles Störende beiseite zu schieben, wirkt da die Änderung mit, die sich in den Anschauungen der Öffentlichkeit hinsichtlich der nationalen Frage in Böhmen vollzogen hat.

Die traditionellen Ansprüche der Deutschböhmen, soweit sie die Wahrung des deutschen Besitzstandes ausschließlich auf die Schultern des Staates abwälzen wollen, finden bei den Deutschen der Alpenländer keine Resonanz mehr und auch die Deutschen in Mähren haben längst eine andere Taktik eingeschlagen. Am deutlichsten zeigt sich das in der Frage der Beamtenernennungen in Böhmen. Seit Jahr und Tag veröffentlichen die deutschböhmischen Parteiblätter statistische Zusammenstellungen, aus denen hervorgeht, daß das gemischte Sprachgebiet Böhmens vollständig von tschechischen Beamten besetzt ist und ihr Prozentsatz auch in den rein deutschen Bezirken fortgesetzt im Steigen begriffen ist. An dieser Tatsache läßt sich nicht mäkeln, dagegen ist es aber ein Unrecht, sie aus dem Übelwollen der Regierung gegenüber den Deutschen Böhmens zu erklären. Nahezu vollständig wird diese Materie in einem Artikel erschöpft, den der

deutschnationale Abgeordnete Dobernigg kürzlich in einem Wiener Blatte veröffentlichte und den wir, weil er die weiteste Verbreitung verdient, im wesentlichen hier folgen lassen. Abgeordneter Dobernigg führt aus, daß den Deutschen in Böhmen vor allem Einigkeit not tut und fährt sodann fort: „Mit erschreckender Deutlichkeit haben die jüngsten Beamtenernennungen die Breschen erhellt, durch welche die Tschechen in deutsches Gebiet eindringen. Es gibt viel zu wenig deutsche Beamte, um auch nur die freien Stellen in den rein deutschen Bezirken besetzen zu können, von den gemischtsprachigen gar nicht zu reden. Überall in Österreich, natürlich auch in den Alpenländern, finden wir neben tschechischen Beamten, die uns durchaus kein willkommener Zuwachs sind, zahlreiche Deutschböhmen. Da drängt sich wohl die Frage auf: Haben unsere Brüder in Böhmen, die sich der Beamtenlaufbahn widmen, nicht genug Heimats- und Volksliebe, welche sie auf dem angestammten Boden bleiben und mitkämpfen heißt. Angenehmer sind ja die Stellungen in deutschen Alpengebieten, ehrenvoller jedoch ist es, die eigene Bequemlichkeit der Pflicht gegen Volk und Heimat unterzuordnen. Ich gebe aber gern zu, daß das andrängende Tschechentum viel dazu beiträgt, den Deutschen die Lust zum Staatsdienste in Böhmen gründlich zu verleiden. — Einige deutschböhmische Politiker und Zeitungen legen der Regierung nahe, die Deutschen, über welche Böhmen nicht verfügt, von anderswoher zu nehmen. Mit Verlaub, ihr Herren! Das geht nicht so ohne weiteres. Denn erstens haben unsere jungen Leute im allgemeinen selbst kein Verlangen, die Alpenländer zu verlassen, und zweitens brauchen wir den Nachwuchs dringend, um unsere eigenen Posten besetzen zu können. Die Deutschböhmen sind ein so intelligenter, begabter Teil des deutschen Volkes, daß sie es nicht nötig haben, irgendwo anders eine Anleihe zu machen. Ihnen wie den Deutschen in Österreich überhaupt wird auch keine Regierung — selbst die allerdeutscheste nicht — helfen können, wenn sie nicht zur Selbsthilfe greifen. Je stärker, gerüsteter wir nicht nur uns fühlen, sondern auch wirklich sind, desto größer wird das Maß unseres Ansehens bei den andern Völkern sein und desto mehr werden sich die regierenden Kreise um unsere Forderungen bekümmern müssen. Eine neue Aufgabe der Deutschböhmen erwächst ihnen somit: die Heranziehung eines national verläßlichen Nachwuchses für die Staatsanstellungen in den deutschen Bezirken. Aber auch das gemischte Sprachgebiet darf nicht ganz preisgegeben, kann jedoch nur erhalten werden durch

Deutsche, welche die andere Landessprache beherrschen. Diese Überzeugung entspringt nicht einer Theorie, sie stützt sich vielmehr auf die praktische Erfahrung. Näheres über das Kapitel könnten die kampferprobten Untersteirer, insbesondere die tapferen Cillier, erzählen. Und wem die Lehren, die wir an den südlichen Sprachgrenzen aus dem Kampfe zu ziehen vermögen, und deren praktische Verwertung noch nicht genügen, den verweise ich auf einen Kronzeugen, der etwas mehr gilt als wir alle zusammen, auf — Bismarck. Man lese nach, was er den Deutschösterreichern geraten hat!"

Die Deutschen in Mähren haben das schon längst erkannt; ihre Abgeordneten werden nicht müde, dem deutschen Nachwuchs die Erlernung des Tschechischen zu empfehlen und es wäre nur zu wünschen, daß die Deutschen in Böhmen diesem Beispiele folgen möchten, weil sich dann die Beamtenfrage, die nahezu den Hauptinhalt der nationalen Querelen bildet, automatisch lösen würde. In Deutschböhmen stellt sich die Empfindung hiefür auch bereits ein und darum hatten auch die vorerwähnten oberstgerichtlichen Entscheidungen nicht die störende Wirkung auf die parlamentarische Situation, wie man im ersten Augenblick befürchtet hatte. Die Aufregung legte sich bald und wenn der böhmischen Landtagssession ein glücklicher Verlauf beschieden ist, dann werden auch die Konturen der neuen parlamentarischen Koalitionsmehrheit deutlicher sichtbar werden.

Man hört Stimmen, die diesem Plane jede Möglichkeit der Durchführung absprechen und darum alle darauf verwendeten Bemühungen als fruchtlos und darum überflüssig bezeichnen. Wir können dem nicht beipflichten. Als das Ministerium Koerber seine Entlassung nahm, da wurde von den parlamentarischen Parteien nahezu übereinstimmend erklärt, daß nunmehr das Hindernis verschwunden sei, das der Arbeitsfähigkeit des Parlaments in den letzten Jahren entgegengestanden sei und nunmehr spielend sich all das erledigen lassen werde, was bisher nicht vom Platze zu rücken war. Möglich, daß darin ein gut Stück Tartüfferie, Übertreibung und frommer Glaube steckt, allein nachdem der Reichsrat einmal einen wesentlichen Bestandteil der Verfassung bildet und in Verfassungsfragen nichts törichter ist, als ein Justamentstandpunkt, da die Frage, in welcher Form regiert werden soll, ausschließlich eine Frage der Zweckmäßigkeit ist, wäre es unrecht, der plötzlichen Arbeitslust der parlamentarischen Parteien irgendwelche Schwierigkeiten bereiten zu wollen. Fühlen sie den löblichen Drang zu arbeiten in sich, dann gebe man ihnen freie Bahn, das Publikum

steht erwartungsvoll an den Schranken, des Schauspieles gewärtig. — Es ist ja ganz gut möglich, daß die parlamentarischen Parteien der Größe des Augenblickes sich bewußt sind, daß sie erkennen, daß ihnen Gelegenheit geboten ist, sich und das Parlament wieder in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren. An gutem Willen wird es wohl nicht fehlen. Die Frage ist nur, ob der Versuch gelingen wird. Darüber zu sprechen wäre aber verfrüht, will man nicht tendenziös sein und von vornherein pro oder kontra Stimmung machen. Es muß noch einmal probiert werden. Dabei möchten wir nur eines bemerken, und zwar zur Korrektur einer sich bemerkbar machenden falschen Auffassung. Daß eine Regierung, die sich auf das österreichische Parlament stützen kann, besser im stande ist, die österreichischen Interessen bei der Neuregelung unseres Verhältnisses zu wahren, unterliegt keinem Zweifel. Was man aber bisher in Österreich unter einer parlamentarischen Regierung verstand, entsprach diesen Anforderungen nicht. Bisher bildete der Ausgleich mit Ungarn regelmäßig den Gegenstand schwunghafter parlamentarischer Tauschgeschäfte, d. h. die österreichischen Regierungen kauften Majoritäten und parlamentarische Parteien verkauften ihr Votum in dieser Angelegenheit für Zugeständnisse an ihre Sonderbestrebungen. Eine solche Regierung und ein solches Parlament ist am wenigsten fähig, Österreichs Interessen im Streite mit Ungarn zu wahren und wenn die neue parlamentarische Koalition berufen sein soll, unser Verhältnis zu Ungarn neu zu regeln, dann wird sie diese Aufgabe nur dann entsprechend zu lösen im stande sein, wenn bereits bei ihrer Bildung der Ausgleich mit Ungarn aus den parlamentarischen Kompensationsobjekten ausgeschaltet wird.

Im übrigen ist nicht zu vergessen, daß alles, was heute über die parlamentarische Behandlung des Ausgleichs im Herbste gesprochen wird, hypothetisch ist, da man noch gar nicht weiß, wie der andere bisherige Geschäftsteilhaber, Ungarn, über die Fortführung der Kompagniefirma denkt. Zur Zeit ist die Situation jenseits der Leitha unverändert. An maßgebender Stelle nimmt man den ganz richtigen Standpunkt ein, daß es an der oppositionellen Koalition sei, der Krone neue, annehmbarere Vorschläge betreffend die Aufstellung eines Regierungsprogrammes zu machen. Die Adresse der Koalition kann als solches nicht gelten und so wird nach menschlichem Ermessen den Siegern bei den letzten ungarischen Wahlen nichts anderes übrig bleiben, als entweder auf ihre für die Krone unannehmbaren militärischen Forderungen zu verzichten, oder aber sich aufzulösen, in welchem Falle

dann ihre gemäßigteren Fraktionen zur Aufstellung eines Programms gelangen könnten, das auch ein erheblicher Teil der liberalen Partei akzeptieren würde. Mit dieser Entwicklung rechnet man offenbar in den maßgebenden Kreisen und es ist nicht zu verkennen, daß die leidenschaftslose Behandlung der Krise seitens der Krone die Chancen der Koalierten täglich mindert. Je länger die Ambitionen ihrer Führer unbefriedigt bleiben, desto schwerer fällt es, ihre einzelnen Gruppen zusammenzuhalten; dazu kommt noch, daß die nichtmagyarischen Abgeordneten, die bei den letzten Wahlen in das ungarische Abgeordnetenhaus gelangt sind, mit Erfolg bemüht sind, die Fiktion vom magyarischen Nationalstaate zu zerstören, der von ihnen eingebrachte eigene Adreßentwurf hat auch die magyarischen Führer bereits nervös gemacht, was aus der Heftigkeit hervorgeht, mit der Tisza, Banffy und Apponyi miteinander an geradezu drakonischen Vorschlägen, betreffend den Volksschulgesetzentwurf, konkurrieren. — Die Aufträge, mit denen der gemeinsame Reichsfinanzminister Baron Burian kürzlich vom Kaiser nach Pest gesendet wurde, enthielten keine neuen Zugeständnisse. Die Mission Burians hatte ausschließlich den Zweck, die ungarische Opposition darauf aufmerksam zu machen, daß sie im Interesse Ungarns die Handelsverträge erledigen müsse. Im Schoße der oppositionellen Koalition sieht man das auch ein, allein man beharrt vorläufig auf der alten Taktik, sich das, was im Interesse Ungarns notwendig ist, noch extra bezahlen zu lassen. So blieb denn auch die letzte Audienz des Grafen Andrassy beim Kaiser ergebnislos. Es heißt, daß nun ein Geschäftsministerium ernannt werden solle, dem die Aufgabe zufiele, gegebenenfalls auch ohne Reichstag zu regieren. Es bedarf wohl keiner näheren Erörterung, daß ein solcher Plan nur dann erfolgreich durchgeführt werden kann, wenn man in Wien konsequent bleibt.



Besprechungen und Notizen.

H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). 3. Band. Die Lösung der deutschen Frage und das Kaisertum der Hohenzollern (1849—1871). Stuttgart und Berlin. Cotta Nachf. — Preis Mark 6·—.

Das umfassende Werk, dessen dritter und letzter Band jüngst erschienen ist, bildet einen Teil der großen „Bibliothek deutscher Geschichte". Das erste Kapitel des vorliegenden Bandes endet mit der Niederlage Österreichs bei

Königgrätz im Jahre 1866 und führt den bezeichnenden Titel „Die Auseinandersetzung der Großmächte". Wie an eine bewegte Exposition reiht der Verfasser pragmatisch daran die Geschichte des Zusammenschlusses des neuen Deutschen Reiches unter der Führung des Hauses der Hohenzollern, die sich zunächst aus der hervorragenden Stellung Preußens im Norddeutschen Bunde, der stetig erstarkenden nationalen Idee und den Siegen der Waffen Gesamtdeutschlands im großen Kriege gegen Frankreich 1870/71 ergibt. Der Verfasser schöpft aus der schier unübersehbaren Kette von Verwicklungen ein klares, gesundes Urteil. Auf dem breiten Grunde wissenschaftlicher Untersuchung baut er seine durchaus originelle, nicht selten durch ureigenste, subjektive Überlegungen lebendig gefärbte Darstellung auf; zum Teile erweist er als Ursachen der Schlappen Österreichs im Jahre 1859 und 1866 den blinden Chauvinismus und die Vertrauensseligkeit maßgebender Faktoren, wie man sich denn schon längst seit Friedjungs bekanntem Werke, das fleißig benützt erscheint, abgewöhnt hat, Benedek als den einzig Schuldtragenden zu betrachten. Der Verfasser stützt sich bei seinen interessanten Nachweisen auf die ganze Fülle des vorhandenen kriegswissenschaftlichen Materials einerseits und andrerseits zeigt er die Überlegenheit von Bismarcks weitschauendem Geiste über die kurzsichtige Revanchepolitik des Reichskanzlers v. Beust auf. Für die Geschichte der Ausbildung des Hohenzollernschen Kaisertums, des Höhepunktes der von ihm geschilderten Entwicklungen, legte er das letzte Werk von Ottokar Lorenz „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reiches" zu Grunde. Rückhaltlos, dabei objektiv in seiner Beurteilung der unserer Zeit noch so nahe liegenden Tatsachen, weiß der Verfasser auch seine Ausführungen in eine fließende, echt volkstümliche Sprache zu kleiden. Dr. Karl Fuchs.

Zensur, Theater und Kritik. Polemisches von Ottokar Stauf von der March. Dresden, 1905. Verlag L. H. Diegmann.

Polemisches von Stauf — das heißt soviel als: hageldichte, pfeifende Hiebe. Bei der reichen Fülle von Streichen, deren jeder zuvor liebevoll abgewogen wird, damit er mit genau bemessenem Schwung und der richtigen Kraft niedersause, trifft zwar manch einer daneben oder auf einen Unschuldigen; meist fallen sie aber auf die richtigen Plätze.

Mirabeau sagt in einer seiner politischen Reden: „Es gibt nur zwei schlechte Regierungsformen: den Despotismus und die Anarchie." Dieses Wort möchte ich auf die Kunst anwenden. Die Anarchie kann sich in der Kunst keinen breiten Boden erwerben, weil sie vom Despotismus in ihren Anfängen erstickt wird. Gelingt es ihr aber doch einmal in irgend einem Gebiete festen Fuß zu fassen, so zerfällt sie alsbald in sich selbst, weil aus ihrer Mitte sich neue Diktatoren erheben. Darunter muß natürlich die Freiheit der Kunst leiden, da sie oft nur als eine Abart der Anarchie betrachtet wird. Wir haben also vornehmlich die andere schlechte Regierungsform zu beklagen, den Despotismus, der unsere Kunst drückt und würgt. Die Despoten sind sozusagen eine Gesellschaft mit allzu beschränkter Haftung. Jedes einzelne Mitglied derselben hat seine besonderen Mätzchen, mit denen es das Opfer quält.

Der allerkleinste dieser Tyrannen — obwohl ihm Stauf ein Drittel seines Buches widmet —, den man eher Vormund nennen kann, ist die Zensur. Solange sie innerhalb vernünftiger Grenzen bleibt, schadet sie der Kunst nicht. Stauf tritt für eine völlige Zensurfreiheit ein und weist darauf hin, daß Hellas und Rom, ja selbst das „finstere Mittelalter" diese neuzeitliche Erfindung nicht gekannt haben. Wenn Aristophanes ungestraft von der Bühne herab den „krummschnabligen Lederadler" Kleon einen erkauften Schurken schelten durfte, wenn Juvenal den Kaiser Nero ein „großes Ungeheuer", den Kaiser Domitian einen

„schurkischen Oberpriester“ und „Ehesünder“, Messalina eine „kaiserliche Vettel“ nannte, wenn man zu Caligulas und Heliogabals Zeiten die gleichen lyrischen Majestätsbeleidigungen begehen konnte, ist das wohl kein Beweis dafür, daß die Kunst durch diese Freiheit veredelt werde. Nicht nur in der selbstgewollten Beschränkung zeigt sich der Meister! Wenn — um ein Beispiel aus der neuesten Zeit zu bringen — die Zensur so weit geht, daß sie Fuldas Unterhosen beanständet, braucht man sich auch nicht allzusehr erbosen. Das sind Kleinigkeiten, die das Wesen der Kunst nicht berühren.

Freilich, tolle Stückchen kamen schon vor, besonders in vormärzlicher Zeit. Heute klingt es ungemein ulkig, wenn einst die Zensur darauf sehen sollte, „daß nie zwei verliebte Personen miteinander allein vom Theater abtreten“. Oder daß ein Wiener Zensor zu den Versen in Kreutzers „Konrad von Schwaben“ „Bringt uns Fleisch und Wein, dabei wollen wir fröhlich sein“ bemerkte: „Sollte das Stück an einem Freitag oder an einem gebotenen Fasttag aufgeführt werden, so ist zu singen: Bringt uns Fisch und Wein, dabei kann man fröhlich sein“. Das war eben die gute, alte, dumme Zeit. Unsere Tage sind allerdings nicht ganz frei von Reminiszenzen an sie. So wirkt ein Verbot der Regierung in Arnsberg (1901) heiter: „Maria Stuart“ dürfe am Totensonntage nicht aufgeführt werden, weil „der zu lustige Charakter des Dramas die Feier des kirchlichen Festes störe“. Zu Lachkrämpfen reizen türkische Beispiele. „Cyrano de Bergerac“ durfte in Konstantinopel nicht gespielt werden, weil der Sultan auch eine große Nase hat. Und vor etwa vier Jahren war die türkische Polizei eifrigst bemüht, einen Menschen namens Paulus ausfindig zu machen, der vor kurzem eine scheinheilige, höchst gefährliche Epistel an die Galater habe erscheinen lassen. Die Schrift wurde konfisziert, deren Verfasser aber hat es auf bewundernswerte Weise verstanden, sich bis heute der osmanischen Hermandad zu entziehen. Solcher Zensurstückchen erzählt Stauf eine ganze Reihe aus alter und neuer Zeit. Und trotzdem behaupte ich, daß die Zensur bei uns und in unseren Tagen der Kunst den allergeringsten Schaden zufügt. Nicht die Zensur selbst möchte ich entfernt wissen, denn der Staat bedarf ihrer. Man muß nur bedenken, was für Blüten die völlige Kunstfreiheit des alten Athen und Rom heute triebe! Die Entgleisungen der Zensur richten sich von selbst, und der Behörde ist es in solchen Fällen auch nicht ganz gleichgültig, wenn sie sich vor der Welt lächerlich macht. Wenn im Jahre 1896 in Tirol ein Bezirkshauptmann verfügte, auf dem Theaterzettel müsse, „um kein Ärgernis zu geben“, der Titel „Das vierte Gebot“ überklebt werden und es dürfe nur stehen bleiben „Ein Volksstück von L. Anzengruber“, so zeigt gerade dieses Beispiel, wo der Schaden sitzt: die Zensur darf nicht Leuten anvertraut werden, die ein Kunstwerk von keinem anderen Standpunkt als dem polizeilichen betrachten, deren einzige Sorge es ist, zu jedem Buch und jedem Theaterstück sofort die entsprechenden Paragraphen des Strafgesetzbuches zu finden. Andrerseits darf man sich dem Gedanken nicht verschließen: Es ist möglich, daß jener Bezirkshauptmann vollkommen im Rechte war! Wenn Stauf im Theater sitzt, wird er das aufgeführte Drama ganz anders betrachten, als der Krämer oder der Bauer neben ihm. Wir sind nur allzusehr geneigt, an jede Verfügung „von oben“ den Maßstab unseres Bildungsgrades anzulegen. Vielleicht kannte der Beamte seine Leute und erließ gerade deshalb das Verbot? Dann aber darf man ihm dieses nicht übel nehmen. Es ist freilich hart zu denken, daß die geistig Höchststehenden immer und immer Rücksicht nehmen müssen auf die große Masse, daß sie wegen ihrer winzigen Anzahl oft wenig oder gar nicht Beachtung finden, wenn es sich um „das Volk“ handelt. Ein Kübel Milch enthält ein paar Löffel Sahne; wer verübelt es der Sennerin,

daß ihre Sorgfalt dem Ganzen gilt? — Ein Wiener Staatsanwalt konfiszierte das „Ver sacrum“ wegen der Klimtschen „Medizin“, während das Gemälde in der „Sezession“ frei, viel größer und noch dazu in mehr oder weniger natürlichen Farben zu sehen war. Das ist freilich ein Nonsens, besonders wenn man bedenkt, daß das „Ver sacrum“ in einer geringen Anzahl von Exemplaren nur für Künstler und Kunstfreunde gedruckt wurde. Das zeigt aber doch nur, daß dem betreffenden Staatsanwalt die Fähigkeit mangelte, Kunst von Afterkunst zu unterscheiden, daß ihm die „Medizin“ unsittlicher erschien als die Zeichnungen der „Pschütt-Karikaturen“, der „Bombe“ und des „Kleinen Witzblattes“, die er nur selten beanständete. Gerade an diesem Beispiel zeigt es sich deutlich, daß die oft gerügte Inkonsequenz eine typische Zensorenkrankheit ist. Daran ist aber nicht das Institut der Zensur, sondern die Person des Zensors schuld. Auch ein Zensurbeirat kann keine Abhilfe gegen die gelegentlichen Irrungen und Auswüchse schaffen — Stauf macht sich über diesen „Kiebitz“, der nichts dreinzureden habe, lustig —, sondern ein Zensurrat, der aus wirklich sachverständigen, nicht bloß auf Paragraphen gedrillten Männern besteht.

Aber ich wiederhole: Die Zensur ist nicht in der Lage, der Kunst wesentlich Abbruch zu tun. Diese kann auch schlimmstenfalls ohne Unterhosen leben und ginge schließlich auch nicht zu Grunde, wenn sie wieder einmal an einem Freitag Fisch statt Fleisch vorgesetzt bekäme. Dadurch würde das betreffende Stück nur um einen Witz bereichert. Wesentlich größer und tief einschneidend sind dagegen die Schäden, welche ihr von den anderen Despoten zugefügt werden. Ich nenne zunächst einen, dessen Stauf nur flüchtig Erwähnung tut: das Publikum: Die vollwertig kunstverständige Welt ist nur ein verschwindender Bruchteil der Allgemeinheit. Man kann ruhig behaupten, daß kaum ein Zehntel der Leser und Zuschauer — der „Gebildeten“ — die nötigen Fähigkeiten zu selbständiger Beurteilung besitzt. Bildung ist ja in der Regel nur dünne Tünche. Man verlangt von Buch und Theater meist Unterhaltung, nicht Kunst. Man darf darum nicht — wie Stauf es tut — die ganze Schuld auf Schriftsteller und Bühnenleiter wälzen. Die Kunst geht leider nur allzu oft nach Brot, und sie wird dazu nicht selten gezwungen. Daraus erklären sich die Bombenerfolge der „Kleinen Garnison“, der Firma Schönthan-Blumenthal-Kadelburg und ihrer Nachahmer. Darum halten sich die französischen Cochonnerien. Man besucht Varietees. Man liest prickelnde Skandalromane. Das drückt natürlich auf den Wert der gebotenen Kunst; dieser sinkt langsam und ist in vielen Fällen bereits weit unter dem Nullpunkt angelangt. Das große Publikum verlangt eben Schundware; die größere Hälfte infolge seines mangelhaften oder ganz fehlenden Kunstverständnisses, die übrigen wegen des allzuniedrigen Niveaus ihres Geschmackes, wie mir zum Beispiel ein sonst hochintelligenter Mensch nach einer Aufführung von Sudermanns „Johannes“ ehrlich sagte: „Es ist ja alles recht schön und das Stück hat mir sehr gut gefallen; aber ins Josefstädter Theater geh ich halt doch lieber.“ Der Mann saß damals natürlich auf einem Freiplatz.

Ein anderer Teil des Publikums geht wieder nur auf Namen. Er liest ein Buch nur deshalb, weil es von Schnitzler ist, er besucht das Burgtheater nur darum, weil das Stück von Hauptmann ist, oder andernfalls nur zu dem Zweck, um Kainz zu sehen. Der Inhalt des Werkes ist ihm ziemlich gleichgültig; sein Urteil hängt nicht von dessen Wert, sondern von der Person des Autors oder des Darstellers ab. Die ernst Strebenden haben unter dem Publikum schwer zu leiden, war ihnen die Göttin Mode nicht hold. Sie müssen, wollen sie sich durchsetzen, zuerst einen „Schlager“ hinausbringen, der dem lieben

Publikum zusagt und sie bekannt macht. Erst wenn ihnen dies gelang, können sie des Heroenkults teilhaftig werden. Tun sie das nicht, so bleiben sie in den intimsten Kreis gebannt. Darum wird, um nur ein Beispiel zu nennen, Karl Schönherr nie zu jenen klingenden Erfolgen kommen, die Bernhard Buchbinder sackweise einheimste. Unter den Zehntausenden, die sich am „Weißen Rössel" und am „Böhm in Amerika" begeisterten, sind keine hundert Leute, die je Namen wie Hebbel und Otto Ludwig hörten.*)

Das zweite Drittel seines Buches widmet Stauf dem Verfall der deutschen Schaubühne. Er meint, es sei nicht wahr, daß das Publikum den krassen Stumpfsinn wünsche, nur die Direktoren wollen ihn. Dem widerspricht die einfache Tatsache, daß das Publikum in hellen Scharen gerade die unglaublichsten Plattheiten besucht, daß diese meist über hundert Aufführungen erleben, während bessere Stücke bald vom Repertoire verschwinden. Die Anzahl der Aufführungen eines Stückes hängt doch wohl vom Besuch ab? Andrerseits wieder muß ich Stauf recht geben, wenn er den Leitern besserer Bühnen verübelt, daß sie soviel Schund- und Schanddramen geben, daß das „dramatische Schweinefutter" allzu ungebührlich überwiege. Man muß zwar bedenken, daß die Bühnenleiter von den „Zugstücken" leben und die hohen Gagen bezahlen, daß an Stelle eines solchen mindestens drei bis vier künstlerisch wertvolle Dramen eingerückt werden müßten, die ebensoviele Ausstattungen kosten. Aber gerade in der letzten Zeit hat es sich gezeigt, daß das Publikum bei einigem guten Willen auf eine höhere Stufe gehoben werden kann, also ein Teil der Schuld an den bestehenden Verhältnissen doch die Bühnen selbst trifft: Hartlebens „Angele" und Schönherrs „Karrnerleut" haben es zu fünfzig Aufführungen gebracht, mit ihnen Mirbeaus „Der Dieb". Sollte nicht hierin ein Wink liegen? Das war doch kein Erfolg, der sich auf Sensation und Pikanterie aufbaute, und man staunte darüber, man war sogar gerührt. Man fand, daß das Publikum doch nicht so schlecht sei und sagte das im vorwurfsvollen, höhnischen Ton den Direktoren. Die Früchte, die er im fremden Garten reifen sah, werden den einen oder anderen Bühnenleiter veranlassen, sich auch eine edlere Zucht anzulegen. Und die Bühnen sollten es verstehen, echte Kunst in einer Form zu bringen, die auf die Menge anziehender wirkt als die Talmiware. Auf diese Weise läßt sich ganz gut eine langsame Erziehung des Publikums zu besserem Geschmack und Verständnis denken. Damit ist aber auch die Möglichkeit gegeben, das Kartellwesen in der Kunst, die Cliquen, zu durchbrechen. Der Tyrann Publikum läßt sich leicht zähmen, der Heroendespotismus schon schwerer. Gegen die Clique aber bedarf es bedeutender Machtmittel; sie hat in der Kritik und in den Bühnenstars allzu maßgebende Helfer, und ihr wirksamster Kniff ist das berüchtigte „Auf-den-Leib-Schreiben" von Rollen.

Daß schlechte Stücke geschrieben werden, läßt sich natürlich nicht verhindern. Daß sie aber zur Aufführung gelangen, ist in erster Linie eine Schuld der Bühnenleiter. Dasselbe Theater, dessen moralischen Erfolg ich oben hervorhob, brachte einige Tage später eine Operette: „Das Wäschermädel" von Bernhard Buchbinder. Dieses Stück, dem ich seinem Werte nach kaum ein zweites an die Seite stellen kann, war geradezu ein frivoler Hohn gegen jeden, selbst den geringsten künstlerischen Geschmack. Es konnte nicht einmal die beliebte Pikanterie zur Entschuldigung seines Daseins anführen. Ich will ganz absehen von der gänzlichen Unfähigkeit des Autors, ein gutes Stück zu schreiben, eine dramatische Handlung aufzubauen und Charaktere zu zeichnen.

*) Vgl. hiezu die treffliche Broschüre von Ludwig Bauer: Unser Theaterpublikum. Wien, 1896, A. Bauer.

Stücke, die gegen dieses Gebot fehlen, gibt es ja genug. Aber es ist unbegreiflich, wie ein Direktor, der Proben eines feinen Verständnisses bereits gegeben hat, so unendlich stümperhafte Verse auf seine Bühne bringen kann, die von grammatikalischen Fehlern wimmeln. Man fragt sich unwillkürlich: War der Direktor, als er dieses Stück annahm, gerade indisponiert, oder folgte er einem unwiderstehlichen Drange? Dem Drucke einer Clique folgte er nicht; das zeigte die Beurteilung des Librettos in der Presse. Eine Unfähigkeit des Direktors, dies jämmerliche Machwerk als solches zu erkennen, ist ausgeschlossen. Die Lösung des Rätsels liegt ganz wo anders: Das Wäschermädel war — Frau Niese. Wenn die Niese spielt, ist es ihr und dem Publikum gleichgültig, wie das Stück beschaffen ist. Wenn nur ihre Rolle einige Anhaltspunkte bietet, daß sie „sich selbst" spielen kann. Und merkt das Publikum auch, daß das Stück schlecht ist — der Darstellerin kann das nur recht sein. Man sagt eben: Was hat die Niese aus dieser elenden Rolle gemacht! An ihrem Spiel hängt der ganze Erfolg. Je schlechter das Stück, desto größer steht der Schauspieler da, wenn er daraus „etwas machen" kann. Mit diesem plumpen Mittel des Kontrastes erklärt sich der Ruhm so mancher „auf den Leib geschriebenen" Rolle. Das mag vielleicht eine Förderung der Kunst einzelner Mimen sein — ich bin nicht dieser Ansicht! — die Kunst im allgemeinen leidet darunter jedenfalls. Sie wird unter solchen Umständen vom Handwerk verdrängt.

Stauf beanständet die hohen Eintrittspreise, namentlich in den Hoftheatern. Wir stehen hier einem circulus vitiosus gegenüber: Die Gagen wirken auf die Preise, und die Preise wirken wieder auf die Gagen. Andrerseits besuchen wegen der Höhe der Preise viel weniger Leute das Theater. Lothar hat in seinem Buche „Das Wiener Burgtheater" konstatiert, daß es daselbst Tageseinnahmen von nur 300 bis 400 Gulden gebe und daß die Durchschnittseinnahmen um mehr als ein Drittel hinter ihrer notwendigen, besser gesagt: veranschlagten Höhe zurückbleiben. Da begreift man allerdings nicht, wie Kainz allein 18.000 fl. Jahresgehalt beziehen kann! Mit seinem zerstückelten und dann wieder zusammengefügten „Don Carlos" hatte Schlenther jedoch Glück, das heißt volle Häuser. Dazu trug wesentlich der Spott bei, mit dem die Kritik dieses Experiment verfolgte. Man muß sich aber fragen: Braucht es denn solcher Art Reklame, die bös gemeint und gut ausgefallen war? Ist diese Reklame nicht eine durch und durch unreelle Basis? Ich will offen gestehen, daß ich zu den wenigen gehöre, die Schlenthers Versuch nicht zum Hohn reizte. Die Idee, „Don Carlos" unverkürzt zu geben, mag ihre Schwächen haben (der „Don Carlos" selbst ist auch keine dramatische Unschuld!), verdient aber doch wohl eine objektive Betrachtung, die ihr eine Existenzberechtigung nicht versagen kann. Auch im übrigen erscheint mir die ewige, schon prinzipiell gewordene Verlästerung Schlenthers nicht immer gerecht. Wissen alle jene, die kein gutes Haar an ihm lassen wollen, ob gerade er und seine künstlerischen Fähigkeiten in Betracht kommen, ob jedes Mal er allein die Verantwortung dafür zu tragen hat, wenn „something is rotten in the state of Denmark"? Wenn man die Höhe der Eintrittspreise beanständet — die ja wirklich sehr bedauerlich ist — muß man nicht gleich Herrn Schlenther prügeln; unter seinem Vorgänger waren die Sitze genau so teuer! Vorwerfen kann man ihm nur, daß er bisher nichts getan hat, um diesem Übelstande abzuhelfen. Ich sehe nicht, wie Stauf, in der Erhöhung der Preise bei Erstaufführungen einen Fehler. Die sogenannte feine Gesellschaft, die nur „unter sich" sein will, soll dieses Vergnügen genießen und — bezahlen. Aber die weiteren Vorstellungen müssen doch bei Preisen stattfinden, die den Besuch denjenigen Leuten ermöglichen, welche ein mindestens

gleich großes Kunstbedürfnis wie jene haben. Es wird, um das jährlich wachsende Defizit zu beseitigen, kein anderes Mittel helfen.

Bei dieser Gelegenheit will ich kurz ein Moment streifen, das viel zur schlechten Wirtschaft und noch mehr zur Diskreditierung der Hoftheater beiträgt. Wenn ein Abend noch so gründlich ausverkauft ist — Karten sind bei gewissen Dienstmännern und anderen spekulativen Köpfen in verblüffender Anzahl und zu noch verblüffenderen Preisen stets zu haben. Kommentar ist wohl überflüssig.

Arge Tyrannen sind mitunter die Schauspieler, namentlich in den Privattheatern. Ein verwöhnter Liebling des Publikums — um den sich natürlich die Direktoren sehr „reißen" — verlangt „seine Rolle". Der eine spielt in keinem Stück, in dem er nicht seine Tanzbeine schwingen kann, der andere braucht ganz besondere Couplets, ein Dritter muß infolge eines unwiderstehlichen Zwanges unbedingt eine wirksame Pfeifarie haben. Nicht selten verliert ein Stück durch die den Schauspielern zuliebe gemachten Einlagen und Änderungen ganz bedeutend an seinem Wert. Die fabelhaften Gehaltsansprüche der „Stars" und die Bereitwilligkeit der Bühnen, diese zu befriedigen, damit nur keine andere das Goldkind wegschnappt, zeitigten den Größenwahn mancher Mimen.

Den Größen stehen die kleinen Schauspieler gegenüber, die oft erschreckend niedrige Gagen beziehen, ohne daß ihr Können diese berechtigt. Auch die Ausbeutung namentlich der weiblichen Schauspieler ist ein trübes Kapitel. Stauf führt detailliert aus, wie hoch zum Beispiel der Soubrette Paula Worm die Toiletten für eine dramatische Albernheit „Der schönste Zeitvertreib" im Josefstädter Theater kamen: Viertausend Kronen in diesem einen Stück! Man wendet zwar ein, daß zu den Verführungsrollen einer Odilon, Worm oder Dirkens Seide und Spitzen gehören. In vielen Fällen setzt die Schauspielerin ihre Ehre darein, möglichst kostbar zu erscheinen und gelegentlich durch die Presse eine ausführliche Beschreibung ihrer Toiletten zu geben, womöglich unter Bekanntmachung der Firma. Das letztere entspringt genau demselben „Ehrgeiz", mit dem einzelne Schauspielerinnen trachten, daß ihr Verhältnis zum X oder Y möglichst oft besprochen werde. Dem genannten Einwande kann man mit Fug und Recht entgegnen, daß der wirkliche Wert selbst der kostbarsten Toilette auf der Bühne dem Publikum — die „wissende" Lebewelt ausgenommen — gar nicht zum Bewußtsein kommt, ebenso wie der Zuschauer die Dekorationsmalerei aus der Ferne ganz anders wahrnimmt als in der Nähe. Das Unmoralische der Sache liegt darin, daß man einer Schauspielerin, die fünftausend Kronen Gage bezieht, von vornherein zumutet, sie müsse Toiletten zeigen, die im Verhältnis zu ihrem Einkommen enorm teuer sind, ja sogar oft dieses weit überbieten. Der erwähnte Fall Worm hat aber auch dargetan, daß die ehrliche Schneiderzunft eine Schauspielerin allzu liebevoll taxiert. Stauf bemerkt hiezu: „Geht man ins Theater der Toiletten oder des Stückes wegen? Ist es angesichts dessen ein Wunder, wenn das Schauspielervolk sich im Aufstreich verkauft! Wer Toiletten zu e i n e m Stück um 4000 Kronen benötigt, der muß sich nach tüchtigen Einkünften umsehen, ob so oder so — letzteres trägt freilich zur Wertschätzung des Standes nicht sonderlich bei." Der Toilettenluxus der Schauspielerinnen, zum Teil ein freiwilliger, zum Teil ein aufgezwungener, ist die Hauptursache des Schreckens jeder guten Familie, deren Tochter an „Bühnendrang" leidet.*)

Im Anschlusse an die Beleuchtung dieser Verhältnisse bringt Stauf Proben von Sparsamkeitsmaßregeln, die namentlich bei den Hoftheatern modern ge-

*) Es sei noch bemerkt, daß Gerhard R a m b e r g in seinen „Theater-Plaudereien" (Wien 1900) hübsche Belege über das Verhältnis Schauspieler-Direktor bringt.

worden sind. In vielen Fällen gehen diese zu weit und sind manchmal von Schmutzerei nicht zu unterscheiden.

In einem Abschnitte behandelt das Buch die auf Aktien gegründeten Theater und weist nach, daß deren „Gründer" oft ihre ärgsten Feinde sind. Interessant sind Staufs Ausführungen über die Freikartenwirtschaft. Man möchte schier an Übertreibung krassester Art glauben, wenn man da liest: Der eine Aktionär brauchte in einem Jahre 3000, ein anderer 4000 Freikarten — Orchestersitze! Auch der Humor kommt dabei zu seinem Recht. Ein gewaltiges Mitglied eines Theaterausschusses, das stets ins Repertoire etwas „dreinzureden" hatte, dem bald dies, bald jenes Stück nicht behagte, weil es seine ureigensten Kunstanschauungen hegte, war im Direktionszimmer anwesend, als der Brief eines Redakteurs namens Schiller einlangte. „Was?" sagt er zum Direktor, „was? Wern'n S' do' dem Esel kane Freikarten geb'n! Sein Stuck tragt eh nix!" Und ein andermal stund besagtes Theaterausschußmitglied vor einem Plakat und las: „Alpenkönig und Menschenfeind". Er schüttelt sein Haupt und fragt unsicher: „Menschenfeind? Menschenfeind? Is dös Stuck schon wo geb'n wor'n?"

Kräftige Worte lesen wir in Staufs Buch über Theateragenturen, über das „Wattieren", die Theaterkartenbureaus, über Dichterpreise und Tantiemen, über die sogenannten Kaperbriefe usw. Ein eigener Abschnitt ist Müller-Guttenbrunn und dem Jubiläumstheater gewidmet.

Und nun zum Schmerzenskinde unserer ganzen Literatur und Schauspielkunst: Kritik. Sie ist der souveränste aller Kunstdespoten. Der alte Lessing tat in seiner Dramaturgie den Ausspruch: „Die Kritik soll, wie man sagt, das Genie ersticken." Der Kritiker, der nicht selbst Künstler, oder zum wenigsten künstlerischen Nachempfindens fähig ist, wird immer diesen Ausspruch bewahrheiten. Ihm ist alles Geniale unverständlich. Ihm ist die Kunst ein Handwerk, das man mit einigem Fleiß erlernen kann. Er macht sich mit den Elementen ihrer äußeren Technik vertraut, so gut ers eben kann, und glaubt nun Kenntnisse genug zu haben, um ein Urteil abgeben zu können. Das sind Leute, die, wenn ich so sagen darf, den Bau eines Sonetts erforschen und dann überzeugt sind, daß sie nun ebenfalls Sonette schreiben können. Von diesem Standpunkte aus und von diesen Leuten werden heute auch die meisten Operetten fabriziert. Das ist die große Masse der Rezensenten. Der Rest, der sich aus den zur Kritik Befähigten zusammensetzt, geht von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Die einen folgen den Gebrüdern Hart, welche die Kritik nach Prinzipien betrieben, nicht nach willkürlichen subjektiven Anschauungen. Sie unterschreiben Julius Harts Dogma: Das bloße Urteil ist nichts, die Begründung ist alles. Dieser doktrinären Einseitigkeit, welche besonders auch durch Brahm vertreten wurde, während Schlenther sich trotz aller Dogmatik doch mehr dem Impressionismus zuwendete, steht der Schüler Nietzsches, Wilhelm Weigand, gegenüber, der gleich seinem Lehrmeister die „wissenschaftlichen Menschen" mit ihrer unpersönlichen Kritik verurteilt, der im Kultus der Heroen das Heil sieht: „Das tiefste Elend der Kritik besteht darin, daß sie immer wieder in Dogmatismus verfällt." Eine Fortsetzung Weigands mit allerlei Abweichungen könnte man Hermann Bahr nennen, den Taufpaten der „Moderne". Mit der liebevollen Vertiefung, wie wir sie etwa bei Ferdinand Kürnberger bewundern, wird aber heute nicht mehr kritisiert. Julian Schmidt und Paul Lindau haben doch zuviel Schule gemacht. Und dann ist noch einer da, der manches Gute brachte, der den blinden Autoritätsglauben mit einer Kraft zu Boden riß, wie kaum einer vor und nach ihm, der aber auch viel Unheil stiftete. Max Nordau, der Geist, der stets verneint. Er hat dem Reporterstil in der Kritik Raum geschaffen, nicht zu deren Nutzen. Er hat gegen den Größenwahn des Genies angekämpft

und damit den Größenwahn der journalistischen Kritik genährt. Nordau steht auf dem Standpunkt des „gesunden Menschenverstandes". Ihm ist Genialität einseitige Verbildung zum Nachteil des Ganzen, „vertierter Idiotismus". Er stellt sich in krassen Gegensatz zu Goethe, der die Ehrfurcht predigte. Und er zertrümmerte Götzen um Götzen und merkte nicht, daß er beim blinden Dreinschlagen auch einen Gott nach dem andern zertrümmerte. Sein derber, mit Schimpfworten reichlich gespickter Stil hat Nachahmer gefunden und damit zur Verrohung der Kritik viel beigetragen.

Ich kehre zu Staufs Buch zurück. Hat sich auch manch einer ehrliche Mühe gegeben, die Kritik in reelle Bahnen zu lenken, so ist diese heute doch die denkbar persönlichste. Wenn Stauf über das Können gewisser Kritikaster in den schärfsten Worten aburteilt, kann man ihm nicht so unrecht geben: „Die Kritik ist heutzutage nichts mehr und nichts weniger als ein Handwerk und zwar ein recht armseliges, schäbiges Handwerk, ähnlich wie die Schuhflickerei der Schuhmacherei gegenüber." Vor zwei Jahren hat der Berliner Theaterkritiker (einer der subjektivsten seiner Art) Paul Goldmann*) über die „Brutstätten" der Rezensenten, die germanistischen Universitätsseminare, seinen Zorn ausgeschüttet. Es ist nicht zu leugnen, daß dort die Kritiker zunftmäßig herangebildet werden; andrerseits darf man nicht übersehen, daß selbst das größte Genie das Handwerksmäßige seiner Kunst lernen und beherrschen muß. An einer anderen Stelle schreibt Goldmann: „Die Kritik soll Wohlwollen üben gegen den Künstler. Gewiß! Aber deshalb eben ist es ihre erste Aufgabe, sich darüber klar zu werden, ob sie einen Künstler, einen echten Künstler vor sich hat. Und je erbarmungsloser sie alles Unkünstlerische, alles Halbkünstlerische aus dem Gebiete der Kunst ausschließt, um so freier wird sie sein, alles wahrhaft Künstlerische mit Wohlwollen zu beurteilen." Darin liegt, obwohl unausgesprochen, auch die Forderung, die ich früher aufstellte: Der Kritiker muß, wenn er nicht selbst Künstler ist, des weitestgehenden Nachempfindens fähig sein. Und es kommt auf genau dasselbe hinaus, wenn Stauf von der „göttlichen Impertinenz jugendlicher Kunstrichter" spricht, welche die „öffentliche Meinung" machen.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand, den Hermann Bahr im Falle „Sudermann und die Kritik" in einer Anwandlung verblüffender Ehrlichkeit ausgesprochen hat: „Bei uns sind Haß und Neid so stark, daß wir uns lieber erniedrigen, als es irgend Einem gönnen, daß er zur Reife gelange . . . Und immer noch hat man sich mit Erfolg bemüht, jedes Talent an seiner ganzen Entwicklung zu hindern, bis es klein und scheu geworden ist und sich in seinem nächsten Kreise beschieden hat." Auf dieses Bedauern („im Ton eines Klageweibes" sagt Stauf) möchte ich Bahr mit seinen eigenen Worten erwidern: „Wie wäre es, wenn es einer einmal mit dem guten Ton versuchen würde? Das war noch nicht da?" Wenn Sudermann jammerte: „Wer hat die Parteimeute großgezogen?" durfte er sich um Beantwortung dieser Frage nicht an Hermann Bahr wenden. Geschäftsgeheimnisse plaudert man doch nicht aus. Bahr hat selbst ein schlimmes Beispiel gegeben. Bis zum Ende des Jahres 1895 (Stauf fixiert sogar die Zeit auf einen Tag, den 30. November 1895) verriß er das Deutsche Volkstheater, so sehr er nur konnte; nachher und seither ist er entzückt über dasselbe Deutsche Volkstheater. Vorher war die Regie „jämmerlich töricht" und verstand nichts als „Möbel zu rücken"; jetzt ist sie „klug, voll Eifer, dem Geheimsten des Dichters nachsinnend" und „hebt mit zärtlichen Fingern jede Nuance auf" (!). Vorher war die Direktion „sinnlos, ganz dumm, mit mondlicht-mildem Schmeergesicht", das Theater das „reine Asyl für

---

*) Die neue Richtung. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen. Wien 1903. Vgl. meine Besprechung dieses Buches im 3. Heft des 30. Bandes der Ö. U. R.

invalide Dichtungen und Dichter"; jetzt gibt es „kaum ein deutsches Theater, in dem eifriger, strenger und künstlerischer gearbeitet worden ist . . . es ist ein Vergnügen zu sehen, wie die Führung eine immer kühnere, immer freiere wird". Die Schauspieler ließen vorher „elende, schändliche Mätzchen" und „schlechte Manieren" sehen, waren „deklamierende Primaner" und „weinerlich polternde Meßner", die Aufführungen waren „liederlich, elend, niederträchtig, schändlich, unwürdig, albern und gemein"; jetzt sind die Leistungen im Volkstheater „kleine Wunder an Geschmack und Präzision". In der stark gekürzten Gesamtausgabe dieser Kritiken rechtfertigt Bahr seinen Sprung wie folgt: „Diese Sammlung soll zeigen, wie ich von unsicheren, aber desto heftigeren Forderungen einer recht vagen Schönheit nach und nach doch zu einer reinen Ansicht der dramatischen Kunst gekommen bin." Nordaus „gesunder Menschenverstand" würde dazu sagen: Entweder war Hermann Bahr früher ein gänzlich unfähiger Kritiker, oder er ist es jetzt. Daß ihm der berühmte schwäbische Knopf so plötzlich und noch dazu acht Jahre vor seinem vierzigsten Geburtstag aufgegangen sein sollte, läßt sich auch nicht gut annehmen. An solche Wunder glaubt man heute nimmer. Stauf versucht eine andere Lösung, indem er meint, zur „reinsten Ansicht der dramatischen Kunst" käme man durch — Tantiemen.

Ein noch drastischerer Fall, den Stauf nicht kennt, war die Kontroverse im Wiener Freimaurerblatt „Der Zirkel". Man verübelte es gewaltig dem Bruder Bahr, daß er den Bruder Lewinsky „unbrüderlich" beurteilt habe. Die Angriffe auf Bahr trieften von Nächstenliebe. Diese schöne Tugend in allen Ehren! Aber, wenn der Kritiker nicht nur ein ehrlicher Kritiker, sondern auch ein ehrlicher Mensch ist, kann sein Urteil doch nicht davon abhängen, ob der Künstler etwa sein Wohnungsnachbar oder Logenbruder ist. Diese Protektion, ein Hauptprogrammpunkt der Maurerei, geht entschieden zu weit. Das Urteil eines Kritikers kann aber auch davon abhängen, ob ein Schauspieler den — Konkordiaball besucht oder nicht. Stauf erwähnt den Vorfall, der 1900 kein geringes Aufsehen machte. Vor diesem Balle hieß es zum Beispiel: „Die Premiere mußte verschoben werden, weil Fräulein Witt unpäßlich wurde"; nach dem Balle jedoch: „Die Premiere mußte verschoben werden, weil eine Schauspielerin unpäßlich wurde." Man nannte die Missetäter einfach „Mitglieder des Burgtheaters" und überließ es dem Publikum zu erraten, welche Mitglieder gemeint seien, oder man schwieg sie überhaupt tot; zum totschweigen braucht man nämlich gar keine Courage, und das ist so bequem!

Zu solchen Skandalen kommen noch die zahllosen kleinen Freundschafts- und Cliquenbrüderdienste und die Verhöhnung aller jener Künstler, die den Kritikerzirkeln unsympathisch oder lästig sind. Die Rezensenten sind der überwiegenden Mehrheit nach Tendenzkritiker, verübeln aber beim „Gegner" jede Tendenz. Man könnte über diese endemische Eigenschaft unserer Kritik, in Deutschland wie in Österreich, Bände schreiben.

Die kritische Phrase treibt die unglaublichsten Blüten. Der Kritiker will um jeden Preis geistreich sein. Wie ein Märchenland erscheint uns Dänemark, von dessen jungen Schriftstellern Georg Brandes einmal schrieb: „Sie betrachten es als ihre Aufgabe und Pflicht, die Prosa mit nicht geringerer Sorgfalt zu behandeln, als ihre Väter und Großväter auf den Vers verwendet." Stauf bringt verstreut einige köstliche Stilblüten. So schrieb Gustav Davis über Schönherr: „Vielleicht wird er dann aufhören, ein Über-Anzengruber zu sein. Aber er wird anfangen, mehr zu sein, nämlich viel, viel weniger." Max Kalbeck verstieg sich einst zu einer tiefsinnigen Betrachtung: „Hätte Frau Mondtal das Feuer eines Kainz, so wäre sie eine große „Schauspielerin". Der „h. l." der „Reichswehr" (Liebstöckl) schildert ungemein anschaulich: „Das Publikum wollte

anfangs nicht nach Frankreich und kam erst an, als schon der Bilder dreie abgewickelt waren. Eine hübsche Szene zwischen dem Prinzen Condé und dem Baron Breuteuil beförderte etwas die Landung." Das sollen journalistische Kniffe sein, das soll verblüffen. Das sind die Früchte eines Stils, von dem Schönbach*) mit Beziehung auf Hermann Bahr sagt: „Für jeden hat er sein eigenes Instrument und seine besondere Melodie: dort eine Flöte, hier eine Trompete, bisweilen Occarina und, wenn es sein muß, sogar eine Schweinsblase." Mit den Fähigkeiten der Kritiker sinkt natürlich der ästhetische Wert des Instruments, das sie spielen. Bahr tändelt mit Phrasen, er zieht seinen Gedanken Rokokoröckchen an und „hebt mit zärtlichen Fingern Nuancen auf". Wenn bei ihm auch die gezierte Mache überwiegt, muß man doch zugeben, daß er nicht hellen Unsinn von sich gibt. Er setzt dem vernünftigen Geist nur eine unvernünftige Schneckerlperücke auf, die das Ganze — wie man bei uns sagt — verschandelt. Wenn dann einer kommt, der sich den „Meister" zum Vorbild nehmen will, fällt ihm gleich die Perücke auf. Er hält sie für das Wesen selbst und — das Unglück ist schon geschehen. Wenn nach Swift die Kritik eine Steuer ist, welche ein öffentlicher Mann entrichtet, steht es um unser Budget nicht gut.

Stefan George hat eine glänzende Wiedergeburt der deutschen Kunst prophezeit, und er hält sich offenbar für deren Gebärer. Hoffentlich aber wird das Kind nicht die Züge jener tragen, die alle so gerne sein Vater sein möchten: der Ärzte aus Maeterlincks Schule, die nur Gespenster sezieren. Die Gruftpoesie der neurasthenischen Dekadenz ist glücklicherweise dem deutschen Wesen fremd. Ehe dieses Kind zur Welt kommen kann, wird sich noch vieles ändern müssen; denn die Ammen, die es jetzt vorfände, brächten es in Kürze um. Die gute Hoffnung auf ein Besserwerden brauchen wir darum nicht verzweifelnd fallen zu lassen. Ich fürchte nur, daß wir die Taufe der neuen deutschen Kunst nicht erleben werden. Lassen wir also bescheiden die Ehre unseren — Enkeln.

Karl Huffnagl.

*) Über Lesen und Bildung. Sechste Auflage. Graz 1900.



Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.